



Zeitschrift für Diskursforschung

Journal for Discourse Studies

Herausgegeben von Reiner Keller | Werner Schneider | Willy Viehöver

■ **Martin Nonhoff / Frieder Vogelmann**

Die Normalisierungsmacht von Einkommensteuern.

Eine Analyse der Einführung der Reichseinkommensteuer 1919/1920

■ **Oliver Kühschelm**

Leider (k)ein Traumpaar. Kritische Linguistik und historische Diskursanalyse

■ **Tomas Marttila / Vincent Gengnagel**

Post-Foundational Discourse Analysis and the Impasses of Critical Inquiry

■ **Reiner Keller / Achim Landwehr / Wolf-Andreas Liebert /
Werner Schneider / Jürgen Spitzmüller / Willy Viehöver**

Diskurse untersuchen – ein Gespräch zwischen den Disziplinen



Jochen Hirschle
Soziologische Methoden
Eine Einführung
Grundlagentexte Methoden
2015, 220 Seiten
broschiert
€ 14,95
ISBN 978-3-7799-2998-7
Auch als **E-Book** erhältlich

Der Band gibt eine integrierte Einführung in die quantitativen Methoden der Soziologie. In anschaulicher Weise werden zum einen die für die Disziplin zentralen wissenschaftstheoretischen Ansätze vorgestellt, zum anderen die gängigsten Instrumente der Datenerhebung und die Verfahren zur Ziehung von Stichproben behandelt. Darüber hinaus führt das Buch in die Operationalisierung und in die statistischen Methoden zum Test von Hypothesen ein (Regressions-, Panel- und Mehrebenen-Analyse). Es eignet sich sowohl als Einführungslektüre für Studierende der Soziologie und angrenzender Disziplinen als auch als Nachschlagewerk für Lehrende und Forschende der empirisch orientierten Soziologie.

Aus dem Inhalt:

Methodologische- und wissenschaftstheoretische Grundlagen

Gegenstand und Methode der Soziologie
Wissenschaftstheoretischer Hintergrund

Von der Theorie zur Empirie

Theorien und Hypothesen:
Operationalisierung
Testdesign

Erhebung von Beobachtungsdaten

Der Fragebogen
Skalierungsverfahren
Stichprobe und Grundgesamtheit
Erhebungsformen und Erhebungsdesigns

Auswertungsverfahren

Einfache Verfahren zum Test von Hypothesen
Multivariate Regression
Regressionsverfahren zur Analyse von Paneldaten
Mehrebenenanalyse

Inhaltsverzeichnis

Willy Viehöver / Reiner Keller / Werner Schneider

Editorial 2

Themenbeiträge

Martin Nonhoff / Frieder Vogelmann

Die Normalisierungsmacht von Einkommensteuern.

Eine Analyse der Einführung der Reichseinkommensteuer 1919/1920 5

Oliver Kühschelm

Leider (k)ein Traumpaar. Kritische Linguistik und historische Diskursanalyse 29

Tomas Marttila / Vincent Gengnagel

Post-Foundational Discourse Analysis and the Impasses of Critical Inquiry 52

Reiner Keller / Achim Landwehr / Wolf-Andreas Liebert / Werner Schneider

Jürgen Spitzmüller / Willy Viehöver

Diskurse untersuchen – ein Gespräch zwischen den Disziplinen 70

Obituary/Nachruf

Udo Göttlich

Stuart Hall (1932 – 2014) – Ein Nachruf 87

Review

Jürgen Spitzmüller

Angermüller, J. / Maingueneau, D. / Wodak, R. (Hrsg.) (2014):

The Discourse Studies Reader. Main Currents in Theory and Analysis. 95

Bericht

4. Jahrestagung des Tagungsnetzwerks ›Diskurs – interdisziplinär‹

in Verbindung mit dem 14. Treffen von ›DiskursNetz‹ 100

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

mit dem vorliegenden Heft eröffnet die Zeitschrift für Diskursforschung ihren dritten Jahrgang. Über die Geschehnisse von Paris will auch sie nicht schweigend hinweggehen. Sicherlich ist Gewalt seit jeher ein Thema von Diskursen, wie auch das Eintreten für die unter ihr Leidenden und die Erinnerung an ihre Opfer eine Verpflichtung sein muss, soll Gewalt ihr Ziel nicht erreichen. Kurt Tucholsky deutete 1935 in seinem letzten Sudelbucheintrag mit seiner Treppenzeichnung Sprechen – Schreiben – Schweigen nicht nur den möglichen Sieg der Gewalt oder der Drohung mit ihr an, einen Sieg, der sich seinen Weg nicht nur durch Gewalt selbst, sondern auch über die Angst vor ihr und die durch sie begründete innere Zensur bahnt. Tucholsky setzte der Nachwelt mit einer kleinen Zeichnung und drei Worten ein großes Symbol des Widerstands, das durch die jüngsten Geschehnisse zu höchster Aktualität gelangt. Indem es den Blick auf eine mögliche Welt des Schweigens lenkt, hält es zum Innehalten und Nachdenken an. Hätten wir, als wir vor einigen Jahren das Projekt „Zeitschrift für Diskursforschung“ starteten, nach Nairobi, 9/11, Bali, Madrid, London, Moskau usw. nicht einen erneuten machtvollen Wiedereintritt physischer Gewalt erwarten müssen? Die Pariser Morde an den AutorInnen, ZeichnerInnen und HerausgeberInnen von *Charlie Hebdo* und die weiteren, im Umfeld angesiedelten Morde sind nicht nur physische Gewalt, sondern immer auch symbolische Gewalt, Vernichtung der Symbole der Aufklärung und ihrer Errungenschaften, zu denen nicht nur die Freiheit der Presse und die freie Meinungsäußerung zählen. Nun wird die neue Ordnung der Gewalt nicht ohne Folgen für die Ordnung der Diskurse bleiben, ja sie hat sie bereits verändert. Man darf gespannt sein, wie Europa mit der unerhörten Nähe physischer und symbolischer Gewalt umgeht, und diesen Prozess kritisch zu analysieren ist sicherlich ein genuines Feld für Diskursanalysen. Man wird aber gleichwohl auch fragen müssen, ob und wie die Diskursforschung sich selbst zu den tödlichen und mörderischen Ereignissen des Pariser Januar stellen will, wie sie sich selbst thematisiert. Muss sich Diskursforschung vor dem Hintergrund nicht nur der Pariser Ereignisse nicht auch fragen lassen, wie sie die vielfältigen Texturen der Gewalt künftig zur Sprache bringen will, in welcher Form auch immer. Welche Fragen kann sie jenseits der üblichen Spaltungen von Rekonstruktion und Dekonstruktion stellen und welche Antworten wagt sie zu geben? Man darf auf scharfsinnige und nachdenkliche Beiträge zu diesem Thema hoffen, und vielleicht kann die Zeitschrift für Diskursforschung einen kleinen Beitrag leisten, indem sie ein Forum für Debatten auch über ihr eigenes Selbstverständnis bereitstellt. Symbolische Kämpfe waren das Thema der Diskursforschung in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten, aber was ist, wenn die zu deutenden Akte physischer Natur sind und

was bedeutet es, wenn die Akte der Gewalt nicht Worte, sondern das Zeichen des Blutes wählen? Wenn die Diskursforschung diese Herausforderung aufgreifen will, wird sie ein neues Selbstvertrauen brauchen.

Im vorliegenden Heft beschäftigten sich die Beiträge jedoch mit deutlich anders gelagerten Themen. Zunächst analysieren *Martin Nonhoff und Frieder Vogelmann* in ihrem Beitrag über „Die Normalisierungsmacht von Einkommensteuern. Eine Analyse der Einführung der Reichseinkommensteuer 1919/1920“, wie am Beginn der Weimarer Republik eine spezifische und neuartige Steuergesetzgebung in die sozialen Verhältnisse interveniert. Entlang der Debatten um den Gesetzesentwurf zur Reichseinkommenssteuer werden die Foucaultschen Konzepte der veridizierenden, der disziplinierenden und der versicherheitlichenden Macht als analytische Kategorien genutzt, um die Normalisierungseffekte der staatlichen Intervention herauszuarbeiten.

Im zweiten Beitrag untersucht *Oliver Kühschelm* unter dem Titel „Leider (k)ein Traumpaar. Kritische Linguistik und historische Diskursanalyse“ die Möglichkeiten und Grenzen einer Verbindung von kritisch-linguistischer und historischer Diskursanalyse. Er entwickelt dabei die These, dass einerseits die linguistischen Zugriffe in ihrem Bemühen um die normative Fundierung von Kritik die Geschichtlichkeit des Sozialen vergessen. Zudem findet auch historische Diskursforschung selbst bislang ihre Grenzen entlang einer textualistischen Verkürzung ihrer Vorgehensweisen, die, so die These, durch den Rekurs auf Michel Foucaults Begriff des Dispositivs und Bruno Latours Konzeption der Aktanten-Netzwerke, also durch die Analyse des komplexen Zusammenspiels von diskursiven und nicht-diskursiven Elementen, korrigierbar wäre. *Kühshelms* Argumentation zeigt dabei in einer Linie mit Beiträgen früherer Hefte paradigmatisch an, dass die Diskursforschung gut daran tut, sich mit ihrer eigenen Vielfalt auch argumentativ (und nicht nur polemisierend) auseinanderzusetzen und durch eine entsprechende Diskussion durchaus gewinnen kann.

Im dritten Beitrag setzen *Tomas Marttila und Vincent Gengnagel* unter dem Titel „Post-Foundational Discourse Analysis and the Impasses of Critical Inquiry“ die Auseinandersetzung mit Kritikverständnissen der Diskursforschung fort. Hier steht allerdings nicht die Kritische Diskursanalyse, sondern die hegemonietheoretische Essex School, die mitunter auch als ‚poststrukturalistische‘ oder, wie im vorliegenden Fall, als ‚Postfoundational Discourse Analysis‘ bezeichnet wird. Die Autoren argumentieren, dass die für diese diskurstheoretische Tradition konstitutive ontologische Annahme, die Sinnhaftigkeit der Erkenntnisgegenstände entspringe allein aus ihrer diskursiven Konstruktion, zugleich bedeute, dass die Praxis der Kritik nicht mehr von einem privilegierten Erkenntnisstandpunkt aus ausgeübt werden könne. Entsprechend widerspräche das damit verbundene Projekt der radikalen Demokratie, in deren Namen Kritik geübt werde, den eigenen Prämissen, welche die Entlarvung der eigenen Kontingenzen impliziere.

Der vierte Beitrag stellt ein neues Format in Gestalt einer interdisziplinären Gesprächs- bzw. Diskussionsrunde zum Themenkomplex Diskurs/Diskursforschung vor. Darin diskutieren *Reiner Keller, Achim Landwehr, Wolf-Andreas Liebert, Werner Schneider, Jürgen Spitzmüller* und *Willy Viehöver* die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Entwicklungen und Begrifflichkeiten der Diskursforschung in der Geschichtswissen-

schaft, der Soziologie und der Sprachwissenschaft. Grundlage für das Gespräch zwischen den Disziplinen liefert eine aufgezeichnete Diskussionsrunde aus dem Jahre 2009, die für das vorliegende Heft von den Beteiligten überarbeitet und aktualisiert wurde. Bei dem Beitrag handelt sich lediglich um den ersten Teil des Gesprächsabbrucks, der in den nächsten Heften fortgesetzt wird. Gegenstand der ersten Diskussionsrunde sind die persönlichen Wege in die Diskursforschung und die Selbstverortungen der Autoren in ihren jeweiligen (disziplinären) Kontexten.

Schließlich weisen wir in Form eines Nachrufs auf einen großen Verlust für die Wissenschaft hin. *Udo Göttlich* zeichnet ein Porträt von *Stuart Hall*, der wie kaum ein anderer für die diskursaffine Birmingham Tradition der *Cultural Studies* stand und aus dessen Wirken die heutige Diskursforschung zahlreiche, nachhaltige, wenngleich nicht immer deutlich erkennbare Inspirationen gezogen hat. Im Anschluss lesen Sie die ausführliche, von *Jürgen Spitzmüller* verfasste Rezension des von *Johannes Angermüller, Dominique Maingenau* und *Ruth Wodak* herausgegebenen *Discourse Studies Reader*. In seiner instruktiven Vorstellung und Diskussion der darin enthaltenen Textsammlung wird deutlich, dass ein solcher Reader nicht einfach Grundlagentexte der Diskursforschung sammelt, sondern selbst als diskurs- oder wissenspolitische Intervention und Kommentar angelegt ist, die den Kanon erst konstituieren, von dem sie handeln. Das, worüber gesprochen und geschwiegen wird, ergibt sich auch hier gerade nicht aus der Sache selbst. Den Abschluss des Heftes bildet ein von Pia Deutsch verfasster Tagungsbericht zur im letzten Dezember am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim stattgefundenen 4. Jahrestagung des Tagungsnetzwerks ›Diskurs – interdisziplinär‹ in Verbindung mit dem 14. Treffen von ›DiskursNetz‹ zum Thema »Diskurs – semiotisch«.

Hinweise zur jederzeit möglichen Einsendung von Beiträgen, Tagungsberichten, Ankündigungen etc. und zur Manuskriptgestaltung finden Sie auf der Homepage: www.uni-augsburg.de/zfd.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre.
Willy Viehöver, Reiner Keller, Werner Schneider

Anschriften:

Prof. Dr. Willy Viehöver
Lehrstuhl für Soziologie
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg
wilhelm.viehoever@phil.uni-augsburg.de

Prof. Dr. Werner Schneider
Lehrstuhl für Soziologie/Sozialkunde
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg
werner.schneider@phil.uni-augsburg.de

Prof. Dr. Reiner Keller
Lehrstuhl für Soziologie
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg
reiner.keller@phil.uni-augsburg.de

Martin Nonhoff/Frieder Vogelmann

Die Normalisierungsmacht von Einkommensteuern

Eine Analyse der Einführung der Reichseinkommensteuer 1919/1920

Zusammenfassung: Die Macht moderner Staaten manifestiert sich auf besondere Weise in ihrer Fähigkeit, die Subjektivität ihrer (Staats-)Bürger hervorzubringen. Ein offensichtliches, aber kaum erforschtes Mittel hierzu sind Steuern. Der vorliegende Beitrag wendet sich dieser Macht von Steuern am Beispiel der erstmaligen Einführung nationaler Einkommensteuern in der Weimarer Republik 1919/1920 zu. Dabei steht in zweifacher Hinsicht die Frage der Normalisierung im Zentrum: Erstens erkunden wir, wie die Normalität einer allgemeinen und ungewohnt hohen Einkommensteuer, im Verhältnis zu bisherigen Steuern einen sehr invasiven Eingriff, hergestellt wurde. Zweitens fragen wir, welche Normalisierungseffekte die Steuergesetzgebung in der sozialen Umwelt erzeugte, in die sie eingeführt wurde. Um diesen Fragen nachzugehen, untersuchen wir unter Rückgriff auf die der foucaultschen Machtanalytik entlehnten Kategorien der veridizierenden, der disziplinierenden und der versicherlichenden Macht den Gesetzesentwurf der Reichseinkommensteuer und die Debatte über diesen Entwurf in der Nationalversammlung im Dezember 1919.

Schlagwörter: Normalisierung, Einkommensteuer, Foucaults Machtanalytik, parlamentarische Diskurse, Weimarer Nationalversammlung, Fiskalische Diskursanalyse

Summary: The power of the modern state becomes manifest particularly in its capability to produce subjectivities of citizen. One obvious but little researched means of state subjectivation is taxation. We examine this power of taxation by looking at the introduction of relatively high federal income taxes (Reichseinkommensteuer) in the Weimar Republic 1919/1920. In two regards, we focus on the question of normalization: Firstly, we explore how the normality of a general and comparatively high income tax was established. Secondly, we ask how the environment into which the tax was introduced was affected by normalization effects. In order to scrutinize these questions we study the draft law of the new income tax and the debate about this draft in the German National Assembly in December 1919. The analysis builds on the concepts of veridictive, disciplinary and securitizing power borrowed from Foucaultian power analytics.

Keywords: Normalization, income tax, Foucault's power analytics, parliamentary discourse, Weimar National Assembly, fiscal discourse analysis

1 Einleitung: Schumpeters Herausforderung, Foucaults Antwort

»Menschen sind unter dem Finanzdruck des Staates so geworden, wie sie sind.« Dieser Satz entstammt der frühen Fiskalsoziologie Joseph Schumpeters (1918, S. 6) und konfrontiert uns mit einer doppelten Herausforderung. Erstens verkündet er eine beunruhigende

gende Verbindung zwischen dem Staat und seinen BürgerInnen, eine Beziehung, in der dem Staat maßgeblicher Einfluss auf die Zurichtung seiner BürgerInnen zugesprochen wird. Zweitens identifiziert er den wichtigsten Mechanismus, der solches bewirken kann: Es ist der »Finanzdruck«, der in Schumpeters Augen gleichermaßen Antrieb für die Staatsbildung ist und die Identitäten der (Staats-)BürgerInnen herstellt. Steuern sind dabei seit dem frühen 20. Jahrhundert das mit Abstand wichtigste Instrument, durch das der Staat seine finanziellen Bedürfnisse deckt; erst durch dieses Instrument ist der Staat nach Schumpeter (ebd., S. 19) dazu geworden, was er heute ist. Im »Steuerstaat«, dessen Krise Schumpeters Buch seinen Namen gibt, lassen sich also Steuern als der Hauptmechanismus zur Formierung der Identitäten der BürgerInnen begreifen. Diese Erkenntnis bringt jedoch für die heutige Forschung vor allem eine Herausforderung mit sich, weil Schumpeter seiner Behauptung, dass der Steuerstaat Menschen forme, nie umfangreichere Studien folgen ließ. Und auch heute sind – trotz der Anfänge einer neuen Fiskalsoziologie und -geschichte seit einigen Jahren (z.B. Martin/Mehrotra/Prasad 2009, Morgan/Prasad 2009, Likhovski 2007, Nützenadel/Strupp 2007) – die Konsequenzen einer solchen Forschungsperspektive bei weitem nicht ausgeschöpft.

Dieser Beitrag kann als ein Schritt dahin verstanden werden, sich Schumpeters Herausforderung zu stellen. Kurz gesagt interessiert uns, wie Steuerregime die Subjektivitäten derjenigen, die ihnen unterworfen sind, beeinflussen oder sogar hervorbringen. Um Schumpeters Behauptung in eine gerechtfertigte Aussage zu verwandeln, muss, so unsere Überlegung, Besteuerung als entscheidender Mechanismus zur Subjektivierung und Regierung von BürgerInnensubjekten analysiert werden. In diesem Sinne sprechen wir von der Macht von Steuern. Uns schwebt also eine foucaultsche Antwort auf Schumpeters Herausforderung vor, angelegt als diskursanalytische Untersuchung von fiskalischen Machtregimen.

Ein einzelner Aufsatz kann diesem Vorhaben gewiss völlig gerecht werden, zumal er in doppelter Hinsicht explorativ angelegt ist. Erstens konzentriert er sich auf nur einen Fall, nämlich die Einführung der Reichseinkommensteuer zu Beginn der Weimarer Republik 1919/1920 und betrachtet hier nur den legislativen Diskurs.¹ Zweitens fragen wir auf sehr spezifische Weise nach der Macht von Steuern. Vor dem Hintergrund der foucaultianischen Machtanalytik wollen wir verstehen, wie (a) die aggressive und noch relativ junge Praxis einer allgemeinen und vergleichsweise hohen Einkommensteuer als normal kommuniziert wurde, und (b) welche Normalisierungseffekte von den Steuern und Steuerdiskursen in der sozialen Umwelt erzeugt wurden, in die sie eingeführt wurden. In anderen Worten konzentrieren wir uns auf die normalisierende Macht von Einkommensteuern. Dagegen werden wir anderes nicht untersuchen, zum Beispiel die juristische Macht von Sanktionen wegen Steuerhinterziehung oder die (gouvernementale) Macht der Norm-Internalisierung und Selbst-Regierung der Besteuerten.

1 Diese Einzelfalluntersuchung ist Teil eines größeren, vergleichend angelegten Forschungsprojektes, das sich noch in der Vorbereitungsphase befindet. In diesem Projekt soll in sechs Fällen (England, Deutschland, USA, Indien, Israel und Argentinien) genauer untersucht werden, mit welchen Subjektivierungen die Einführung von Einkommensteuern einherging und auf welche Weise fiskalische Machttechnologien transnational wandern.

Im Folgenden werden wir zunächst näher ausführen, was wir mit Normalisierung meinen (Abschnitt 2), und geben anschließend (in Abschnitt 3) einen kurzen Überblick über die deutsche Steuergeschichte vor 1919 und die historischen Ereignisse vor und während des Gesetzgebungsprozesses 1919/1920. In Abschnitt 4 erörtern wir einige grundlegende Methodenfragen, wobei wir insbesondere auf die Einheit von Theorie und diskursanalytischem Vorgehen verweisen. In Abschnitt 5 führen wir die Analyse des legislativen Prozesses zur Einführung der Reichseinkommensteuer durch; dabei steht die Debatte vom Dezember 1919 im Zentrum unseres Interesses. Der Beitrag endet mit einem kurzen Fazit (Abschnitt 6).

2 Macht und Normalisierung

Michel Foucault² folgend verstehen wir in diesem Text Macht als den Namen einer Vielzahl von Beziehungen zwischen Subjekten, die deren (tatsächliche und mögliche) Handlungen beeinflussen: »Machtbeziehungen [sind] definiert durch eine Form von Handeln, die nicht direkt und unmittelbar auf andere, sondern auf deren Handeln einwirkt. Eine handelnde Einwirkung auf Handeln, auf mögliches oder tatsächliches, zukünftiges oder gegenwärtiges Handeln« (Foucault 1982\2005, S. 285). Ein solches breites Machtverständnis zwingt dazu, genau zu analysieren, wie Machtbeziehungen etabliert, aufrechterhalten und umgeworfen werden; es handelt sich also weniger um einen erklärenden als um ein diagnostischen Begriff,³ der dabei hilft, unsere Aufmerksamkeit auf die breite Varianz von Machtbeziehungen zu richten, die sich in Steuerregimes niederschlagen.

Ein verbreitetes Verständnis von Steuern als Zwangsabgabe an den Staat impliziert, dass ihre Entrichtung nur selten freiwillig erfolgt. In diesem Zusammenhang erscheint es naheliegend, Machtbeziehungen als im Wesentlichen repressiv zu verstehen: als einschränkend oder beschneidend für die Machtunterworfenen. Doch obwohl fiskalische Machtbeziehungen durchaus auf diese Weise wirken können, nehmen sie sehr unterschiedliche Gestalt an und sind in vielen Formen auch produktiv. Macht »bietet Anreize, verleitet, verführt, erleichtert oder erschwert, sie erweitert Handlungsmöglichkeiten oder schränkt sie ein, sie erhöht oder senkt die Wahrscheinlichkeit von Handlungen, und im Grenzfall erzwingt oder verhindert sie Handlungen« (ebd., S. 286). Aufgrund der Vielfalt dieser Optionen ist die genaue Betrachtung empirischer Machtformationen sinnvoll, weniger die Formulierung einer allgemeinen Machttheorie. Denn weil und insofern der Begriff der Macht für Foucault eine abkürzende Redeweise für die Vielfalt der Machtbeziehungen darstellt (Foucault 1984\2005, S. 889), erklärt die Überlegung, Besteuerung als Machtsystem zu begreifen, für sich genommen noch nicht viel. Vielmehr benennt sie eine Aufgabe.

2 Der *locus classicus* ist Foucault (1976\2005, S. 83–102); vgl. auch Foucault (1996\2004, S. 37–57); Foucault (1982\2005; 2003, S. 12–41). Wie man Foucaults Schriften zur Macht interpretiert, ist freilich umstritten; vgl. Nealon (2008).

3 Diese methodologische Interpretation von Foucaults Hauptbegriffen findet sich ausführlich in Vogelmann (2012); Vogelmann (2014, Kapitel 2.1).

Der uns hier interessierende Aspekt dieser Aufgabe ist, zu verstehen, wie sich ein umfassendes und verstetigtes System der Besteuerung als normal konstituieren konnte und wie es die Welt, in die es interveniert, zur scheinbar zwangsläufigen Anpassung an diese Normalität veranlasst hat. Diese Form von Macht wollen wir *normalisierende Macht* nennen.⁴ Damit ein so riesiges System von Machtbeziehungen wie jenes, das man benötigt, um jedes Jahr aufs Neue Millionen von Steuerverpflichtungen zu berechnen, darüber Buch zu führen und die Steuern schließlich einzutreiben, vergleichsweise reibungslos etabliert werden kann, ist es erforderlich, auf vielen Ebenen Normalisierungseffekte zu erzeugen: Zentrale Elemente sind rechtliche Verallgemeinerungen und Definitionen, die Einrichtung umfangreichster Steuerbürokratien, die Schaffung von Kapazitäten, um Steuerstatistiken zu erstellen und kontinuierlich zu aktualisieren, und nicht zuletzt die fortlaufende Produktion von Erkenntnissen und Legitimation in wissenschaftlichen, administrativen und öffentlichen Diskursen. Die Macht des Normalisierungsprozesses manifestiert sich in der Formierung von spezifischem Wissen (etwa, was man überhaupt unter Einkommen verstehen soll), in der Modifikation von bestehenden Subjektpositionen (etwa der des Steuerzahlers), der Einrichtung neuer Subjektpositionen (wie der der Steuerberaterin), einer ganzen Reihe von neuen »Steuerobjekten« (z. B. Steuerbelegen und Formularen) sowie nicht zuletzt in der (Neu-)Anordnung aller eben angeführter Elemente. Das sich im Zuge dieser Anordnungen konstituierende Steuerregime kann insofern als normalisierend gelten, als es einen Zustand zunächst verständlich, dann allgemein akzeptabel und normativ wünschenswert, aber vor allem kaum hinterfragbar macht, in dem ein signifikanter Anteil der unsere Leben betreffenden Finanzströme und insbesondere des privaten Einkommens vom Staat vereinnahmt wird. Einen Eindruck davon, wie außergewöhnlich die Idee einer allgemeinen und insbesondere einer allgemein anerkannten Steuerpflicht noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war, erhält man, wenn man sich die begeisterte Reflektion des Nationalökonom Gustav Schmoller aus dem Jahr 1877 vor Augen führt: »Der Durchbruch des Gedankens der Steuerpflicht ist ein ungeheurer sittlicher und geistiger Fortschritt. Welche Abstraktion, einem unpersönlichen Wesen [dem Staat, M.N./F.V.] ohne jede genaue Abrechnung im Einzelnen einen freiwilligen Anteil an allem Einkommen der Staatsbürger zu gönnen! [...] Welch sittliches Vertrauen, welche komplizierte Organisation setzte dies voraus« (Schmoller 1877, S. 112).

In der vorliegenden ersten Studie zur Erforschung der Normalisierung des deutschen Steuerregimes konzentrieren wir uns auf den legislativen Diskurs zur Einführung der allgemeinen Einkommensteuer 1919 und lassen vorerst weitere Teildiskurse beiseite, etwa die intellektuellen und wissenschaftlichen Vorbereitungsdiskurse bei Schmoller und an-

4 Normalität und Normalisierung sind in der Diskursforschung und weit drüber hinaus gut erforschte Gegenstände. Dabei interessiert insbesondere »wie Normalität produziert wird«, so der Untertitel von Jürgen Links einflussreichem *Versuch über den Normalismus* (Link 1999). Bezüge auf Fragen der Normalisierung finden sich, zumeist unter Bezugnahme auf Foucault, insbesondere in der Philosophie (Rolf 1999), der Soziologie (Link/Loer/Neuendorff 2003), der sozialen Arbeit (Kessl/Plöber 2010) und in den Medienwissenschaften (Bartz/Krause 2007). Normative Implikationen der foucaultschen Denkweise zur Normalisierung diskutiert Rölli (2010).

deren. Der Blick auf den legislativen Diskurs in der Weimarer Nationalversammlung erlaubt es uns aber bereits, drei Aspekte des Normalisierungsprozesses zu untersuchen. Dabei orientieren wir uns zunächst an zwei der bekannten Differenzierungen von Macht, die wir bei Michel Foucault finden.

Eine erste Form der Normalisierung kann man mit Foucault disziplinierende Normalisierung nennen. Bekanntlich unterscheidet Foucault Disziplinarmacht von juridischer Macht, welche im Recht und in der institutionellen Ämterstruktur verankert ist und auf meist zentralisierte Weise mit Hilfe von Verboten und Strafen arbeitet. Die Disziplin hingegen wirkt als eine dezentrale Machtform, indem sie Zeit, Raum und soziale Beziehungen solchermaßen anordnet, dass menschliche Körper auf effiziente Weise orchestriert und zu Teilen gut geölter Maschinerien werden. Die Disziplinarmacht »wirkt vergleichend, differenzierend, hierarchisierend, homogenisierend, ausschließend. [Sie] wirkt normend, normierend, normalisierend« (Foucault 1975\2004, S. 236). Um diese Wirkung zu erzielen, stützt sie sich auf gesetzte Standards bzw. auf Normen:

»Die disziplinarische Normalisierung besteht darin, zunächst ein Modell, ein optimales Modell zu setzen, das in bezug auf ein bestimmtes Resultat konstruiert ist, und der Vorgang der disziplinarischen Normalisierung besteht darin, zu versuchen, die Leute, die [Bewegungen]⁵, die Akte mit diesem Modell übereinstimmen zu lassen, wobei das Normale genau das ist, was in der Lage ist, sich der Norm zu fügen, und das Abnormale ist das, was dazu nicht in der Lage ist. [...] es gibt eine anfänglich vorschreibende Eigenschaft der Norm, und mit Bezug auf diese gesetzte Norm werden die Bestimmung und die Kennzeichnung des Normalen und des Anormalen möglich.« (Foucault 2004, S. 89 f.)

Eine solche Beziehung zu einer modellhaften Norm ist für den disziplinierenden Charakter von Steuern sehr bedeutsam. Wie sich in der Empirie noch deutlich zeigen wird, nehmen Einkommensteuergesetze Bezug auf bereits gesetzte Normen, um eine ganze Reihe von Elementen zu standardisieren, darunter zuallererst das Einkommen selbst, aber z. B. auch Zeit und soziale Beziehungen. Darüber hinaus setzen Steuergesetze Standards für das Verhalten der Steuerbevölkerung: etwa dafür, wie man Einkommen berechnet, wie man Belege sammelt, wie man Buch führt etc.. Auch dies ist ein Aspekt steuerbezogener Disziplinarmacht.

Im Unterschied zur Disziplin können wir eine andere Form normalisierender Macht dort ausmachen, wo an ein Handeln oder einen Sachverhalt keine externe Norm herangetragen wird, sondern wo die Norm aus einer großen Anzahl von Beobachtungen im sozialen Raum gewonnen und dann auf allgemeine Weise angewandt wird. Es ist die Verbreitung und Verbesserung von Statistiken, die diese Form von Normalisierung erst ermöglicht. Denn sie erlaubt es, große Bevölkerungen mit ihren vielfältigen Begehren und

5 Das französische »gestes«, das hier im Original steht, übertragen die deutschen Übersetzer als »Gesten«, der englische Übersetzer hingegen als »movements«. Uns erscheint die auch im Deutschen mögliche Übersetzung als »Bewegungen« hier sinnvoller.

Bewegungen differenziert sichtbar zu machen. Foucault verwendet unterschiedliche Begriffe, um diese Art normalisierender Macht zu bezeichnen. Im ersten Band von *Sexualität und Wahrheit*, wo er auch den Begriff der »Normalisierungsgesellschaft« prominent einführt (Foucault 1976\2005, S. 161–190), spricht Foucault von »Biomacht« (ebd., S. 167 ff.). In den Vorlesungen von 1978 hingegen findet der Begriff der »Sicherheitsdispositive« oder »Sicherheitsapparate« Verwendung (Foucault 2004 S. 90). Wir werden im Folgenden von »Sicherheit« sprechen, weil es die genannten Vorlesungen sind, in denen Foucault letztere am deutlichsten von der Disziplin unterscheidet:

»Wir haben also ein System, das sich, wie ich denke, genau umgekehrt verhält wie das, was man bezüglich der Disziplinen beobachten konnte. Bei den Disziplinen ging man von einer Norm aus, und mit Rücksicht auf diesen von der Norm getragenen Richtwert konnte man dann das Normale vom Anormalen unterscheiden. Hier haben wir, im Gegenteil, eine Ordnung des Normalen und des Anormalen, eine Ordnung der verschiedenen Normalitätskurven, und der Vorgang der Normalisierung besteht darin, diese verschiedenen Normalitätsaufteilungen wechselseitig in Gang zu setzen und auf diese Weise zu bewirken, dass die ungünstigsten auf die günstigsten zurückgeführt werden. Wir haben also etwas, das vom Normalen ausgeht und sich bestimmter Aufteilungen bedient, die [...] für normaler als die anderen, jedenfalls für günstiger als die anderen gehalten werden. Es sind diese Aufteilungen, die als Norm dienen. [...] Das Normale kommt als erstes, und die Norm leitet sich daraus ab, oder die Norm setzt sich ausgehend von dieser Untersuchung der Normalitäten fest und spielt ihre operative Rolle.« (Foucault 2004, S. 98)

Statistische Normalisierung spielt ganz offensichtlich eine wesentliche Rolle für die Setzung von Standards in Angelegenheiten der Besteuerung. In unserem Fall ist sie, wie wir sehen werden, besonders dort wichtig, wo eine Reihe von Regelungen aus der Vielzahl bestehender Ländergesetze auf die Bundesebene übertragen werden. Im Zuge dieser Adaption kommt dem Verweis auf bestehende, auf Länderebene normale Beträge und Prozeduren eine wegweisende Rolle zu.

Ein dritter Modus diskursiver Normalisierung ist – jedenfalls auf den ersten Blick – nicht so eng mit der foucaultianischen Machtanalytik verbunden. Vielmehr finden wir ihn in der *Archäologie des Wissens*, wo Foucault seine Vorstellung von Diskursanalyse ausführt: Demnach bestehen Diskurse aus »Aussagen« (Foucault 1969\2003, S. 155 f.). Aber Aussagen im foucaultschen Sinne sagen nicht einfach etwas aus oder beschreiben es. Vielmehr besteht die Besonderheit von Aussagen darin, dass sie diskursive Formationen konstituieren, welche die Objekte, die sie voraussetzen, *erst hervorbringen*. Bei der Aussage

»handelt es sich weniger um ein Element unter anderen, weniger um einen auf einer bestimmten Ebene der Analyse feststellbaren Ausschnitt, es handelt sich vielmehr um eine Funktion, die in Beziehung zu diesen verschiedenen Elementen sich vertikal auswirkt und die von einer Serie von Zeichen zu sagen gestattet, ob sie darin vorhanden

sind oder nicht. Die Aussage ist also nicht eine Struktur (das heißt eine Menge von Beziehungen zwischen variablen Elementen, die so eine vielleicht unendliche Zahl von konkreten Modellen gestattet); sie ist eine Existenzfunktion, die den Zeichen eigen ist und von der ausgehend man dann durch die Analyse oder die Anschauung entscheiden kann, ob sie einen ›Sinn ergeben‹ oder nicht, gemäß welcher Regel sie aufeinanderfolgen und nebeneinanderstehen, wovon sie ein Zeichen sind und welche Art von Akt sich durch ihre (mündliche oder schriftliche) Formulierung bewirkt findet.« (Foucault 1976\2003, S. 126)

Insofern sie Existenzfunktionen sind, setzen Aussagen Elemente auf spezifische Weise zueinander in Beziehung, und diese spezifischen Relationierungsmodi bringen hervor, was sie beschreiben. In anderen Worten setzen diskursive Formationen, zusammengesetzt aus Aussagen, manche Sachverhalte als gegeben voraus und bekräftigen ihre Existenz, indem sie auf bestimmte Weise über sie sprechen oder schreiben. Der normalisierende Effekt diskursiver Formationen in diesem Sinn besteht also darin, Dinge als gegeben vorauszusetzen oder das zu naturalisieren, was eine historisch spezifische Konstellation ist. Diskursive Formationen konstituieren also einen »Raum des Wahren« und bevölkern ihn mit den Gegenständen, Subjektpositionen und Begriffen, die gemäß den Formationsregeln des Diskurses gebildet sind – was zugleich bedeutet, dass nicht alles innerhalb dieses Diskurses gesagt werden kann, dass nicht alles »im Wahren« ist (Foucault 1972\2007, S. 24). Deshalb wollen wir im Folgenden zusätzlich zur disziplinierenden oder zu versicherheitlichenden Normalisierung eine dritte Form der Normalisierung analysieren, die man – durchaus im anachronistischen Vorgriff auf Foucaults späte Vorlesungen (Foucault 2009, 2010) – als wahrsprechende oder veridizierende Normalisierung bezeichnen kann.

In Abschnitt 4 fragen wir etwas detaillierter danach, wie sich diese drei Formen der Normalisierung untersuchen lassen. Doch zunächst wird im folgenden Abschnitt ein kurzer Überblick über die historische Entwicklung gegeben, die zur Einkommensteuerreform von 1920 geführt hat.

3 Zum historischen Kontext: Die Einführung der Reichseinkommensteuer 1920

Am Ende des Ersten Weltkrieges waren zwar Einkommensteuern nichts Außergewöhnliches in Deutschland, aber auf Reichsebene waren sie nie eingeführt worden. Hier bestanden die staatlichen Einkünfte im Wesentlichen aus Zöllen, Akzisen und anderen indirekten Steuern. Zusätzlich zahlten die deutschen Einzelstaaten so genannte Matrikularbeiträge an das Reich, das heißt Abgaben zur Deckung von Defiziten des Reichsbudgets (Hacker 2013, S. 67). Zwischen 1869 und 1910 hatten die meisten der 26 deutschen Staaten eine Form von Einkommensteuer eingeführt. Von den verschiedenen Gesetzen galt das preußische Einkommensteuergesetz von 1891 als das für andere Staaten und auch für die Nachkriegsgesetzgebung einflussreichste.

Das preußische Steuergesetz von 1891 beinhaltete bereits eine Reihe von Vorkehrungen, die in der modernen Einkommenbesteuerung üblich sind:⁶ So lag ihm die Quellentheorie des Einkommens zugrunde, das heißt, das Gesetz definierte explizit, was als besteuerbare Einkommensquelle galt (nämlich Kapitaleinkommen, Einkommen aus Grundvermögen, gewerbliches Einkommen, Einkommen aus Beschäftigung). Im Gegenzug wurde Einkommen aus anderen Quellen nicht besteuert, etwa Glückspielgewinne. Ein Existenzminimum war von der Besteuerung ausgenommen; hinzu kamen Steuerfreibeträge für im Haushalt lebende Kinder. Der Steuertarif war leicht progressiv, aber der Spitzensteuersatz lag bei niedrigen vier Prozent. Das staatliche Vermögen, die Einkommensteuer zu erheben, hing zu einem großen Teil an der Kooperationsbereitschaft der Besteuernden, denn geeignete bürokratische und technische Möglichkeiten waren noch nicht entwickelt. So war beispielsweise die genaue Bestimmung der Einkommen unmöglich, was zu wenig konsistenter und oft willkürlicher Besteuerung führte. Steuerhinterziehung war nicht schwer zu bewerkstelligen und die Steuermoral im Allgemeinen niedrig. Der Ökonom und Beamte im Finanzministerium Erwin Respondek (1921, S. 251) kommentierte die Zustände noch 1921 mit den Worten, es würde eine »krankhafte Steuerscheu weiter Volksschichten« vorherrschen. Somit war Einkommenbesteuerung im ausgehenden zweiten deutschen Kaiserreich in vieler Hinsicht gerade *nicht* normal: Erstens war das Einkommen, außer dass eine Reihe von Einkommensquellen aufgelistet wurde, durch den Gesetzgeber nicht definiert. Zweitens gab es eine beträchtliche Varianz zwischen den mehr als 20 Einkommensteuergesetzen der Bundesstaaten, von denen einige noch sehr jung waren. Drittens waren die Steuersätze eher unbedeutend; die meisten BürgerInnen zahlten (wenn sie zahlten!) nicht mehr als zwei oder drei Prozent ihres Einkommens. Viertens schließlich war die Steueradministration schwierig und Steuerhinterziehung verbreitet.

Im Zuge des Ersten Weltkrieges gab es einige Änderungen am Steuerrecht. Insbesondere wurde es dem Reich 1916 gestattet, Kriegsgewinne zu besteuern, wodurch es erstmals einen Zugriff auf einen kleinen und sehr spezifischen Anteil des nationalen Einkommens bekam. Doch entgegen diesem Einzelfall wurden im Allgemeinen während des Krieges die Steuern weder angehoben noch entscheidend geändert. Die Kriegskosten wurden größtenteils durch die Aufnahme von Schulden finanziert, was damit begründet wurde, dass man diese Schulden nach dem erwarteten Sieg mit den Reparationen der Alliierten abzahlen könnte.

Wie wir wissen, kam alles anders: Der Krieg endete in einer Niederlage und zugleich endete das Kaiserreich in der republikanischen Novemberrevolution von 1918. Die finanzielle Situation des Deutschen Reiches war danach mehr als angespannt: Nicht nur hatte die Vorgängerregierung enorme Schulden angehäuft; darüber hinaus wurden im Versailler Vertrag von 1919 und auf einigen Folgekonferenzen beträchtliche Reparationen festgelegt. In dieser extrem angespannten Situation musste die neue republikanische Regierung Lösungen entwickeln. Nach den Wahlen vom Januar 1919 trat die Nationalversammlung erstmals im Februar in Weimar zusammen, wählte den Sozialdemokraten Friedrich Ebert

6 Genaueres zu Preußen findet sich bei Hacker (2013, S.69 ff.) und Metzger/Weingarten (1989, S. 9–37).

zum ersten Reichspräsidenten der Weimarer Republik, und dieser wiederum ernannte die erste Regierung, die sich auf eine Mehrheit aus Sozialdemokraten (SPD), Zentrum und der liberalen Deutschen Demokratischen Partei (DDP) stützte. Neben der Beratung der neuen republikanischen Verfassung war die Konsolidierung des Reichshaushalts eine der wichtigsten Aufgaben der neuen Regierung. Als Teil dieses Konsolidierungsprozesses wurde auch die Einkommensteuer grundlegend reformiert. Zwar wurde das resultierende Einkommensteuergesetz im Jahr 1925 nochmals weitgehend überarbeitet; dennoch gilt die Reform von 1919/1920 auch heute noch verbreitet als die Grundlegung der modernen Einkommenbesteuerung in Deutschland bis in die Gegenwart.

Verantwortlich für den Gesetzesentwurf und für den letztlich erfolgreichen parlamentarischen Gesetzgebungsprozess war der Finanzminister Matthias Erzberger.⁷ Neben der Einkommensteuer war er insbesondere verantwortlich für die Neuordnung der Fiskalverfassung zwischen dem Reich und den Einzelstaaten (was oft als seine zweite große steuerpolitische Leistung angesehen wird, vgl. Hacker 2013, S. 112) und eine Reihe anderer Steuerreformen. Erzberger und seine Verwaltung ließen sich für die Einkommensteuerreform nur wenig Zeit: Erste Entwürfe des neuen Gesetzes zirkulierten bereits im Juli 1919, der finale Entwurf wurde der Nationalversammlung am 29. November 1920 vorgelegt. Der parlamentarische Prozess veränderte noch verschiedene Einzelheiten am Gesetz, das schließlich am 20. März 1920 verabschiedet wurde. Erzberger erklärte das vorgeschlagene Gesetz in einer Rede vor der Nationalversammlung am 3. Dezember 1919. Die Hauptdebatte, in die der Finanzminister selbst noch zweimal intervenierte, fand dann am 5. und 6. Dezember 1919 statt.

4 Diskursanalyse: Zur Einheit von Theorie und Methode

Ehe wir uns der Analyse des Materials zuwenden, ist eine Anmerkung zum methodischen Vorgehen erforderlich. Das Feld der diskursanalytischen Methoden hat sich in den vergangenen 15 Jahren stark ausdifferenziert, wovon eine Reihe von Überblicksbänden und Handbüchern Zeugnis ablegen.⁸ Wir werden an dieser Stelle nicht im Detail auf die Probleme der Methodisierung der Diskursanalyse eingehen, die an anderer Stelle ausführlich diskutiert wurden (z. B. jüngst bei Feustel et al. 2014). Was aber doch betont werden soll, ist, dass aus unserer Perspektive die Frage des im Einzelnen gewählten methodischen Vor-

7 Das Zentrumsmitglied Erzberger (1875–1921) war in der jungen Republik einer der einflussreichsten Politiker. Seine historische Bekanntheit ist insbesondere darauf zurückzuführen, dass er als Bevollmächtigter der deutschen Regierung am 10. November 1918 den Waffenstillstand von Compiègne unterzeichnete, der den Ersten Weltkrieg beendete. Diese Tatsache trug ihm allerdings die Verachtung und den Hass der politischen Rechten ein. Als Finanzminister gelang es ihm, durch eine große Anzahl von im Frühjahr 1920 verabschiedeten Reformen, die Finanzverfassung der Weimarer Republik entscheidend zu prägen. Erzberger wurde im August 1921 von rechtsextremistischen Attentätern ermordet.

8 Vgl. Keller et al. (2010, 2011), Angermüller et al. (2014), Nonhoff et al. (2014), Wrana et al. (2014), Busse/Teubert (2013).

gehens nicht entscheidend für interessante Diskursanalysen ist. Zwar beruht gute Diskursforschung durchaus auch darauf, klar und präzise die jeweilige Forschungsfrage oder -problematik zu explizieren und den jeweiligen Weg zu ihrer Untersuchung zu reflektieren (siehe hierzu ausführlich Nonhoff 2011). Was die Diskursanalyse aber insbesondere auszeichnet (und so stark von anderen sozialwissenschaftlichen Methoden abhebt, dass sich die Problematik der Rede von der Methode durchaus stellt) ist, dass sie ihr konkretes »methodisches« Vorgehen niemals unabhängig von der je gewählten theoretischen Perspektive wählen kann, weil sie aus der Theorie die Kategorien ihres Nachdenkens über den Gegenstand und für die Erschließung desselben entwickelt. Die theoretische Perspektive wiederum kann je nach Gegenstand und Fragestellung nicht völlig beliebig gewählt werden. Um zwei für uns naheliegenden Beispiele zu nennen: Konstellationen wirksamen Wissens in Anlehnung an die foucaultsche Archäologie (Foucault 1969\2003) zu erforschen, impliziert einen anderen theoretischen und methodischen Blick – der sich meistens auch auf andere Phänomene richtet – als die Erforschung der Herausbildung diskursiver Hegemonien in Anlehnung an die Hegemonietheorie Ernesto Laclaus und Chantal Mouffes (Laclau/Mouffe 1985). Nicht jede Forschungsfrage, die man an den Gegenstand »Diskurs« richten kann, lässt sich einheitlich mit ein- und demselben theoretisch geschulten und methodisch umgesetzten Vorgehen bearbeiten. Und oft muss sich die genaue Untersuchungsform im Ringen mit dem Material erst einstellen.

Die folgende explorative Studie fragt, wie bereits einleitend festgehalten, nach der normalisierenden Macht von Einkommensteuern. Diese Frage lässt sich insbesondere mit einem hegemonieanalytischen Vorgehen, das von einem der beiden Autoren des vorliegenden Textes mehrfach vorgestellt und angewandt wurde (zuletzt Nonhoff 2012, 2014; Nonhoff/Stengel 2014), nicht sinnvoll bearbeiten, weil ihre Beantwortung nicht davon abhängt, dass man das strategische Interagieren diskursiver SprecherInnen in hegemonialen Formationen versteht, sondern vielmehr davon, die Manifestation und den Zusammenhang von Machttechnologien zu begreifen, die Normalisierungen bewirken. Zwar können auch Hegemonieanalysen die Entstehung von Normalität untersuchen, doch sie fokussieren darauf, wie Akteure im politischen Kampf Gemeinsamkeiten und Gegnerkonstellationen etablieren, um die – stets prekäre – Normalität abzusichern. Während in Hegemonieanalysen also politische Diskurse im Sinne politischer Streitprozesse untersucht werden, steht die Frage der Erzeugung und Steuerung des normalen Verhaltens der von Politiken betroffenen Subjekte im Hintergrund. Genau darum aber geht es uns an dieser Stelle, und weil Michel Foucault Fragen wie diese immer wieder ins Zentrum seiner Analysen gestellt hat, erscheint uns ein an der für unsere Zwecke zugeschnittenen foucaultschen Machtanalytik orientiertes Vorgehen zweckdienlich. Dabei sind drei Perspektiven auf das Material maßgeblich:

- a. Was wird als gegeben vorausgesetzt und taucht demnach überhaupt nicht auf eine Weise auf, die Nicht-Normalität zuließe? In welchem Verhältnis zueinander treten diese vorausgesetzten Elemente auf und wie stabilisieren sie sich gegenseitig? Diese Perspektive erlaubt einen Blick auf das, was wir *veridizierende Normalisierung* genannt haben.

- b. Wie wird die Welt im Zuge der Einführung der Reichseinkommensteuer zerlegt, differenziert, hierarchisiert oder homogenisiert? Und welche Normen leiten diesen Prozess an? Dies ist die Perspektiver der *disziplinären Normalisierung*.
- c. In welchen Zusammenhängen und wie wird Normalisierung angeleitet durch die Durchsicht und Analyse vorhandener Daten und die Anwendung der hieraus gewonnenen Standards? Aus dieser Perspektive betrachten wir die *versicherheitlichende Normalisierung*.

Wir gehen diesen Fragen nach, indem wir im Gesetzesentwurf der Reichseinkommensteuer und in der Debatte in der Nationalversammlung, in der er erstmals ausführlich diskutiert wird, Aussagen rekonstruieren, die es erlauben, von den drei Formen der Normalisierung zu sprechen. Die enge Verknüpfung des methodischen Blicks mit der zugrunde liegenden theoretischen Perspektive – der Machtanalytik Foucaults – ist dabei Programm.

Die hier vorgelegte Analyse bezieht sich auf den Gesetzesentwurf und die am 3., 5. und 6. Dezember 1919 gehaltenen Reden. Alles in allem umfasst das Korpus elf Texte: den Gesetzesentwurf, die Rede zur Präsentation und Begründung des Entwurfs des Finanzministers Matthias Erzberger, zwei weitere Debatteninterventionen Erzbergers sowie sieben weitere Reden, wobei alle größeren Fraktionen der Nationalversammlung zu Wort kommen (SPD, Zentrum, DDP, DNVP, DVP, USPD, Bayerisches Zentrum).

Wie die meisten Analysen, die mehr als einen Text betrachten und die analysierten Texte nicht auf abstrakte Codes reduzieren (wie das viele Inhaltsanalysen täten), sehen wir uns einem grundlegenden methodologischen Problem gegenüber. Dies ist das Problem der Einheit des Korpus: Kann man tatsächlich von *einem* Diskurs sprechen, wenn wir zum einen zwei verschiedene Texttypen (einen Gesetzesentwurf und einige Reden) und zum anderen Reden ins Korpus aufnehmen, die offenkundig sehr unterschiedliche politische Positionen vertreten? Und wenn diese zu einem Diskurs gehören, wie sind dann dessen Grenzen zu ziehen und welche Texte gehören noch dazu? Gemeinhin würde man vielleicht darauf verweisen, dass die Einheit durch die Einheit des Themas (der Steuerreform) oder der Einheit der (parlamentarischen) Arena hergestellt wird (solche Vorschläge finden sich z. B. bei Jung 2001). Allerdings greift diese Antwort zu kurz, denn die Einheit des Diskurses stellt sich nicht aufgrund solcher externen Merkmale ein (vgl. Foucault 1969\2003, Kapitel II.2), sondern deshalb, weil sich in den gewählten Texten die Aussagen solchermaßen zueinander konstellieren, dass sie alle zur selben diskursiven Formation beitragen: zum stabilen Machtregime von Einkommensteuern.

5 Von der Normalisierung der Einkommensteuer und der Disziplinierung der SteuerzahlerInnen: Die Debatte der Nationalversammlung zur Reichseinkommensteuer im Dezember 1919

Der Entwurf der neuen Einkommensteuergesetzgebung und die entsprechende Debatte in der Nationalversammlung Anfang Dezember 1919 waren eingebettet in zwei Arten von Vorannahmen: allgemeine Vorannahmen über das Funktionieren der Welt und Vor-

annahmen über das Bestehen einer bestimmten historischen Situation. Als diskursive Aussagen produzieren diese Vorannahmen die Welt, in die die neue Reichseinkommensteuer interveniert, als eine bestimmte Welt. Der sich entfaltende Diskurs muss sich auf allgemeine Voraussetzungen stützen, auf allgemein schlicht Gegebenes, und muss dem steuerspezifische Vorannahmen hinzufügen, um sich stabil entfalten zu können. Diese veridizierende Normalisierung verbindet sich mit einem komplexen Set aus disziplinierenden und versicherheitlichenden Normalisierungen. Wir werden nun unseren Blick zuerst auf die veridizierende Normalisierung der Welt, der historischen Situation und des Staates richten (5.1); anschließend betrachten wir im Detail, was der Einkommensteuersdiskurs an Zumutungen der Disziplin und der Sicherheit bereithält (5.2).

5.1 Von den Zahlen, dem Krieg und dem Staat: veridizierende Normalisierung

Das Reale des Steuerwesens ist verfasst in der Form von Zahlen. Am Anfang steht die Zahl »24«. Denn es sind 24 Milliarden, wie Matthias Erzberger wieder und wieder konstatiert,⁹ die als Einnahmen für die Reichsfinanzen erforderlich sind. Diese und andere Zahlen stellen eine Atmosphäre her, die gleichermaßen von Unausweichlichkeit und Dringlichkeit geprägt ist. Die Zahlen sind gnadenlos: Über Parteigrenzen hinweg, sowohl in den Mehrheits- als auch in den Minderheitsfraktionen, weisen die Sprecher¹⁰ auf die Wahrheit der Mathematik hin, insbesondere im Unterschied zu dem, was man mit Worten zum Ausdruck bringen kann. So formuliert etwa der Abgeordnete Dernburg (DDP¹¹):

»[...] ebensowenig bin ich ein Freund des antikapitalistischen Schlagworts, das auf die Masse ungemein schädlich einwirkt. Schlagworte sind immer gefährlich, sie sind ja besonders bequem für diejenigen, die nicht denken mögen, aber besonders gefährlich sind sie auf dem Gebiete der Finanz. Denn das kleine Einmaleins, die Grundlage jeder Finanzen, kann durch kein Schlagwort irgendwie geändert oder in sein Gegenteil verkehrt werden.« (Dernburg 1919, S. 3879)

Einen Tag später stimmt der Oppositionsabgeordnete Wurm (USPD¹²) seinem liberalen Gegner in Bezug auf die hohe Bedeutung der Zahlen zu:

9 Vgl. Erzberger (1919b, S. 3836; 1919a, S. 3875; 1919c, S. 3893 ff.).

10 Mit der Einführung des (aktiven und passiven) Frauenwahlrechts in der Weimarer Republik saßen im Dezember 1919 auch 37 Frauen in der Nationalversammlung. Alle folgenden Ausführungen zur Einkommensteuer werden jedoch von Männern gemacht.

11 Deutsche Demokratische Partei, liberal, Teil der Regierungskoalition.

12 Unabhängige Sozialdemokratische Partei, Linksabspaltung der SPD, parlamentarisch tätig vor allem zu Beginn der Weimarer Republik, Opposition.

»Dieses Finanzelend, das ja jeder, der das große Einmaleins beherrscht, – mit dem kleinen Einmaleins, das gestern zitiert wurde, kommen wir bei unseren Rechnungen nicht mehr aus –, wer das große Einmaleins beherrscht, konnte sich das schon früher ausrechnen, dass große Summen aufzubringen sein werden, wie wir sie früher nicht gehant haben [...].« (Wurm 1919, S. 3911)

Die Macht der Zahlen wird durch die Kriegsniederlage noch verstärkt, denn zusätzlich zu den enormen Kriegsschulden drohten noch nicht festgelegte, aber absehbar nicht minder umfangreiche Reparationsforderungen der Alliierten. Die Unausweichlichkeit der Lage wird vielleicht am besten durch den Abgeordneten Becker (DVP¹³) bezeugt, wenn er klagt, dass es die »Macht allein ist [...], die entscheidet, die völkerrechtlichen Grundsätze sind offenbar ganz aus der Welt verschwunden« (Becker 1919, S. 3901). Andere, wie der Abgeordnete Zehnter (Zentrum¹⁴), hielten es zwar nicht für möglich, »dass die Entente uns einfach eine Rechnung vorlegt und deren Zahlung ohne Rücksicht auf unsere Leistungsfähigkeit verlangt« (Zehnter 1919, S. 3868), doch niemand bezweifelte, dass hohe Rechnungen vorgelegt und ihre Zahlung erzwungen werden würde.

Über alle Äußerungen hinweg wird deutlich, dass es nur einen einzigen Akteur gibt, der mit dieser Situation fertig werden kann: der Staat. Zugleich steht in keiner Weise zur Debatte, dass der Staat finanziert werden muss, um den Erwartungen gerecht zu werden. Sogar für die sozialdemokratische Linke, hier vertreten durch den Abgeordneten Keil (SPD¹⁵), die für gewöhnlich Arbeit für die Grundlage jeder menschlichen Existenz hielt und für die einzige Option, mit schwierigen Situationen fertig zu werden, erscheint es offensichtlich, dass alle Arbeit bedeutungslos würde, solange sie sich nicht auf den Rahmen eines funktionierenden Staatswesens stützen könnte:

»Aber alle Arbeit würde vergebens sein, wenn wir nicht imstande wäre, den Bestand unserer staatlichen Gemeinschaft zu sichern. Zu den Fundamenten eines geordneten staatlichen Gemeinschaftswesens gehört nun eine geordnete Finanzwirtschaft. Ohne eine solche kann auf Dauer kein Staatswesen bestehen, ein diktatorisch geleiteter Rätestaat und eine absolute Monarchie ebenso wenig wie eine moderne Demokratie.« (Keil 1919, S. 3860)

Der Staat wird als Hort der Stabilität also vorausgesetzt; gleiches gilt für das Erfordernis, ihn ›ordentlich‹ zu finanzieren. Für alle Sprecher ist es selbsterklärend, dass nur der Staat zwischen den Kriegsergebnissen, der schiereren Macht der Zahlen und den Grenzen deutscher Fiskalmacht, vermitteln kann. Dass dies so ist, mag in einem historischen Moment, in dem der Staat wenigstens in Europa bereits seit einigen Jahrhunderten zum Normalfall politischer Organisation geworden war, nicht wirklich überraschen. Und doch zeigt die Steuerdebatte eine interessante Verschiebung dessen, was man unter dem Staat versteht.

13 Deutsche Volkspartei, nationalliberale Oppositionspartei.

14 Zentrumspartei, Partei des politischen Katholizismus, Teil der Regierungskoalition.

15 Sozialdemokratische Partei Deutschlands, sozialistisch, Teil der Regierungskoalition.

Denn obwohl die Last der Schulden und der drohenden Reparationen derart hoch war, wird die Steuerreform auch damit verteidigt, dass sie einen Schritt hin zum Sozialstaat bedeutet. Finanzminister Erzberger ist nur einer aus einer Reihe von Sprechern, der diesen Zusammenhang verdeutlicht, wenn er die Rede, mit der er den Gesetzesantrag ins Parlament einbringt und verteidigt, mit dem Ausruf beendet, dass »die Steuerreform einen nicht geringen Anteil erhalten [wird] an der großen Aufgabe, aus den Trümmern des Krieges ein neues Deutschland aufzurichten, den Sozialstaat der Zukunft« (Erzberger 1919b, S. 3843)! Gewiss sehen dieser Zukunft nicht alle Sprecher mit Freuden entgegen, aber alle stimmen darin überein – und manche beklagen es –, dass die Steuerreform ein Zeichen dafür darstellt, dass der alte bourgeois-monarchische Staat, der Staat, der im Wesentlichen für militärische Leistungsfähigkeit und den Schutz des internationalen Seehandels verantwortlich war, an sein Ende gekommen ist. In den Worten des Abgeordneten Düringer (DNVP¹⁶):

»Die Haupttätigkeit des Reichs wird in Zukunft die Steuerexekutive sein. Früher haben wir uns im Reich an unserem herrlichen Heer erfreut und an unserer Flotte oder an dem Aufblühen unseres durch das Reich geschützten Auslandshandels; in Zukunft wird uns das Reich nur noch als der Zuchtmeister erscheinen, der durch unerschwingliche Steuern den Wohlstand und das Gedeihen des einzelnen wie der Gesamtheit schädigt oder vernichtet.« (Düringer 1919, S. 3891)

Einigen kündigt sich demnach die neue Republik, die die Reichseinkommensteuer einführt, als Versprechen, anderen als Zuchtmeisterin an. In jedem Fall aber stellt sich der Staat als dramatisch verschieden vom Vorkriegsstaat dar. Damit ist deutlich, dass der Staat zwar als entscheidender Akteur ins Wahre gesetzt wird, dass man von ihm aber nicht mehr einfach auf die lange gewohnte Weise sprechen kann. Der Nachkriegsstaat ist nicht länger der glorreiche Militärstaat; eher wird er in Szene gesetzt als Staat der finanziellen Notlage (und damit als Steuerzuchtmeister) und als Sozialstaat der Zukunft.

Vor dem Hintergrund dieses Wandels wird die Normalität des Staates zuallererst in Bezug auf den Staat im Allgemeinen reproduziert, nicht so sehr hingegen in seiner spezifischen Gestaltung. Zwei wichtige Bestandteile normaler Staatlichkeit allerdings finden sich stabil wieder: Es gibt eine zu regierende – in diesem Fall insbesondere zu steuernde – Staatsbevölkerung; und um diese Aufgabe zu erfüllen, benötigt man eine gut ausgebildete Verwaltung (vgl. Heim 1919, S. 3910). Beide, Verwaltung und Bevölkerung, sind im Steuerstaat auf besondere Weise aufeinander bezogen, und in dieser Beziehung kommen sowohl die disziplinäre als auch die versicherheitlichende Macht sehr deutlich zum Ausdruck. Wir beginnen daher den folgenden Abschnitt mit der Betrachtung des verwaltenden Blicks auf die Steuerbevölkerung.

16 Deutsch-Nationale Volkspartei, nationalistisch-konservative Oppositionspartei.

5.2 Disziplinierende und versicherheitlichende Normalisierung durch Einkommensteuern

Insgesamt können wir sechs Dimensionen der Normalisierung im legislativen Einkommensteuerdiskurs von 1919 ausmachen, in denen Disziplin und Sicherheit als Machttechnologien auf unterschiedliche Weise zum Vorschein kommen. Die sechs Dimensionen sind (a) die normalisierte Interaktion von Steuerbevölkerung und Staat, (b) die Standardisierung des Raums, (c) die Normalisierung des »Einkommens«, (d) die Normalisierung der Zeit, (e) die Normalisierung des bloßen Lebens und (f) die Normalisierung der Familie. Wir betrachten sie in dieser Reihenfolge:

(a) *Zur Beziehung zwischen Steuerbevölkerung und Steuerstaat.* Während Einkommensteuern streng genommen nicht Personen besteuern, sondern Ströme von Geld und anderen Einkommen, ist es für den Steuerstaat dennoch erforderlich zu wissen, wer letztlich bezahlt. Es ist daher außerordentlich wichtig, genauer zu bestimmen, wie man die Bevölkerung auf spezifische Weise als *Steuerbevölkerung* begreifen kann. Schon in den ersten Absätzen des Gesetzesentwurfs von 1919 wird erkennbar, dass die Steuerbevölkerung in deutlichem Kontrast zu dem steht, was man üblicherweise als Bürgerschaft auffasst (Reichsregierung 1919, S. 1). Während man als (Staats-)BürgerInnen üblicherweise jene begreift, die über Pässe und Bürgerrecht verfügen, besteht die Steuerbevölkerung aus BürgerInnen in diesem Sinne *sowie* aus allen AusländerInnen, die in Deutschland leben. Anders als nach dem in Deutschland bis ins 21. Jahrhundert geltenden *ius sanguinis* ist der entscheidende Faktor bei der Steuerbevölkerung nicht die Abstammung, sondern ökonomische Aktivität im weitesten Sinne innerhalb der Grenzen des deutschen Staates. Die Steuerbevölkerung wird aber nicht nur in dieser Hinsicht vereinheitlicht, auch soziale Grenzen sollen keine Rolle spielen. Als SteuerbürgerInnen sind tatsächlich in dem Sinne alle gleich, dass jede und jeder so sehr wie möglich besteuert werden soll. Die Gesetzesbegründung¹⁷ nimmt hierzu sehr klar Stellung: »[Es] sollen aus den Einkommen in Zukunft ganz andere Beträge herausgeholt werden wie früher; dies ist aber nur möglich, wenn jeder, der nur irgendwie dazu imstande ist, zur Einkommensteuer herangezogen wird« (Reichsregierung 1919, S. 28).

Wie sich in dieser Passage bereits andeutet, hat die Standardisierung der Steuerbevölkerung auch eine normative Komponente, denn es muss auch eine Norm dafür etabliert werden, was man dem Staat schuldig ist. Auf der einen Seite ist dabei die Leistungsfähigkeit relevant. Daher wird ein strikt progressiver Steuertarif mit hohem Spitzensteuersatz eingeführt; jenseits des Existenzminimums betrug der niedrigste

17 Es war und ist im deutschen Parlamentarismus noch immer üblich, Gesetze ausführlich zu begründen. In diesen Begründungen kommen die Motivation und die Ziele des Gesetzgebers oft sehr ausführlich zum Ausdruck. In diesem Fall hat der Gesetzestext eine Länge von 14 Seiten, die Gesetzesbegründung 50 Seiten. Da beide, Gesetzestext und -begründung, zusammen in einem Dokument publiziert wurden und beide Teile oft als sich ergänzend gelesen werden (regelmäßig fließen etwa Gesetzesbegründungen in die gerichtliche Auslegung ein), werden wir im Folgenden nicht zwischen dem Gesetzestext und seiner Begründung unterscheiden.

Steuersatz 10 % und stieg dann zunächst relativ rasch, in höheren Einkommensregionen etwas langsamer bis auf 60 % für sehr hohe Einkommen an (siehe die Steuertabelle im Anhang des Gesetzentwurfs).¹⁸ Auf der anderen Seite wird aber auch die allgemeine Verpflichtung betont, die finanzielle Verantwortung als BürgerIn verantwortungsvoll wahrzunehmen. So spricht etwa der Abgeordnete Becker von der »vornehmen Pflicht [...], Steuern zu zahlen« (Becker 1919, S. 3908). Zugleich gibt es die militaristisch kodierte Rede von der »Opferfreudigkeit« (Heim 1919, S. 3918) oder von der Notwendigkeit, gegen »Steuerdeserteure« vorzugehen (Keil 1919, S. 3861).

Um ihren disziplinierenden Effekt erzielen zu können, heben disziplinäre Machtverhältnisse unter anderem darauf ab, die menschliche Umwelt so zu gestalten, dass sich das erwartete, als unproblematisch kodierte Verhalten einstellt. Disziplinarmacht zergliedert also die Verhältnisse, durch die sich die Disziplinierten bewegen, um eine Gewöhnung an bestimmte Abläufe und Verhaltensweisen zu erzielen. Sie wirkt dabei »vergleichend, differenzierend, hierarchisierend, homogenisierend, ausschließend [und damit] normend, normierend, normalisierend« (Foucault 1975\2004, S. 236). Während die Herstellung einer faktisch ebenso wie normativ normalisierten Bevölkerung zu einem Großteil auf Homogenisierung beruht, muss man doch zugleich die Interaktion der Besteuerten mit der Steuerverwaltung auf eine Weise strukturieren, die es erlaubt, ein differenziertes Bild zu bekommen. Auf der einen Seite geschieht das durch die Verpflichtungen zur Einkommensteuererklärung (Reichsregierung 1919, S. 62) und zur Ausstellung von schriftlichen Steuerbescheiden (ebd., S. 12).

Am auffälligsten wird die disziplinierende Normalisierung jedoch im Fall der reformierten Erhebung der Lohnsteuer. Denn es war das Reichseinkommensteuergesetz von 1919, in welchem erstmals die Lohnbesteuerung an der Quelle eingeführt wurde. Genaue wurden die ArbeitgeberInnen verpflichtet, ihren Angestellten 10 % ihrer Löhne nicht auszuzahlen, sondern sie als Steuern bereits zurückzuhalten; und sie wurden dafür haftbar gemacht, dass diese Steuern auch beim Finanzministerium ankamen (ebd., S. 13, S. 35 ff.). Wenn die SteuerzahlerInnen schließlich ihren Steuerbescheid fürs ganze Jahr bekamen, konnten sie natürlich zu viel bezahlte Steuern zurückerhalten – oder sie mussten zusätzlich Steuern abführen, wenn ihr Einkommen hoch genug war, um einen höheren Steuersatz als 10 % zu rechtfertigen (was meist der Fall gewesen sein dürfte, da 10 % der niedrigste Satz der Progression war). Das System der Besteuerung an der Quelle erforderte die Entwicklung eines zuverlässigen Verwaltungsregimes mit klaren Verantwortlichkeiten und effektiven Technologien. Die bedeutendste der Verantwortlichkeiten war die Haftung der ArbeitgeberInnen; sie wurde komplementiert durch die allgemeine Pflicht zur Steuererklärung. Neben der finanziellen Haftung kam den ArbeitgeberInnen weitere Verantwortung für geordnete Verwaltungsabläufe zu, denn sie mussten der Steuerverwaltung Listen bereitstellen, in denen die gezahlten Löhne genau aufgeführt wur-

18 Es ist interessant, dass auf 50 Seiten Gesetzesbegründung nicht einmal 10 Zeilen (!) dafür verwendet wurden, den stark progressiven Steuertarif zu verteidigen. Das Hauptargument ist, dass die Steuersätze so hoch sein müssen, weil das Ziel darin bestünde, so viele Einkünfte wie möglich zu generieren, ohne das ökonomische Leben und das individuelle Wohlergehen zu gefährden (Reichsregierung 1919, S. 35).

den. Zu diesen Listen gesellten sich weitere Disziplinartechnologien, insbesondere die Lohnsteuerkarten, auf die die SteuerzahlerInnen für die an der Quelle abgeführten Steuern kleine Steuermarken einkleben mussten; diese Marken wurden von den ArbeitgeberInnen ausgegeben und von den Steuerbehörden als Beleg der Zahlung akzeptiert.¹⁹ Man kann damit die disziplinierende Normalisierung begreifen als einen Effekt sowohl der minutiösen Verteilung von Verantwortlichkeiten als auch der spezifisch durchdachten Technologien, die dabei halfen, die Besteuernden anzuleiten und zu überwachen.

(b) *Zur Standardisierung des Raums.* Michel Foucault (1975\2004, S. 181 ff.) hat ausführlich demonstriert, wie die Anordnung des Raums, seine Zergliederung, Differenzierung und Wiederaussetzung Menschen in Gefängnissen oder Fabriken disziplinieren kann. In diesem Sinne ist es schwierig, im Steuerdiskurs der Nationalversammlung disziplinierende Normalisierung auszumachen, weil darin nicht über kleinteilige, mikro-physikalische (Neu-)Aufteilung des Raums gesprochen wird.²⁰ Betrachtet man Disziplinarmacht allerdings allgemeiner im oben eingeführten Sinn, nämlich als Anwendung extern gesetzter Normen, deren Befolgung die Konformität gegenüber institutionellen Erwartungen absichert, dann hat die Zentralisierung der Steuergesetzgebung und -verwaltung gewiss disziplinierende Effekte. Und die Zentralisierung des Einkommensteuerwesens war, wie oben dargestellt, eines der Leitziele der Steuerreform von 1920. Sie bedeutete einen fundamentalen Bruch mit bundesstaatlichen Traditionen, wie der Abgeordnete Keil unmissverständlich ausführt, wenn er den in Deutschland stets umstrittenen Begriff des Einheitsstaates verwendet:

»Das Erfordernis einer solchen restlosen Ausschöpfung der direkten Steuern ist [...] die Vereinheitlichung der deutschen Steuergesetzgebung. [...] Die Reichseinkommensteuer, die den Ländern und Gemeinden das Recht, nach eigenem Belieben und Bedarf die Einkommen zu besteuern, nimmt, bringt nicht nur – darüber wollen wir uns völlig klar sein und nicht Versteck spielen – finanzpolitisch, sondern auch allgemeinpolitisch eine völlige Umwälzung Deutschlands. Sie bedeutet in der Tat den entscheidenden Schritt zum Einheitsstaat.« (Keil 1919, S. 3863)

Diese Revolution der bundesstaatlichen Fiskalzuständigkeiten ist, wie Keil ebenfalls klar macht, zwingend erforderlich, weil sie die einzig verlässliche Option zur »restlosen Ausschöpfung der direkten Steuern ist« (ähnlich auch Becker 1919, S. 3907). Nur die einheitliche Bundessteuer kann demnach sicherstellen, dass es auf der Ebene der Länder keine Ausnahmen gibt, woraus geringere staatliche Gesamteinnahmen resultieren würden. Es gibt durchaus Abgeordnete, die die Zentralisierung des Steuerwesens mit Bedauern be-

19 Die Besteuerung an der Quelle war im Parlament durchaus umstritten, und zwar unter anderem wegen der hohen Anforderungen an die Verwaltung, die eine zwangsläufige Konsequenz aus der orchestrierten Disziplinierungsmaschinerie waren. Vgl. z. B. die entsprechenden Anmerkungen des Abgeordneten Becker (1919, S. 3908).

20 Es ist allerdings zu vermuten, dass die geplante Ausweitung der Studie auf Verwaltungsdiskurse hier mehr Erkenntnisse bringen wird, etwa in Bezug auf die Gestaltung von Finanzämtern etc.

trachten und Widerstand ankündigen (z. B. Heim 1919, S. 3917). Dieser Widerstand ist ein gutes Anzeichen dafür, dass Machtbeziehungen re-arrangiert werden.

(c) *Normalisierung des Einkommens*. Eine der großen Schwierigkeiten der Einkommensteuergeschichte bestand darin, den Begriff des Einkommens zu definieren. Dies reflektiert auch der Gesetzesentwurf: »Der Begriff des Einkommens ist in der Wissenschaft umstritten geblieben und in Gesetzgebung und Praxis nicht einheitlich geregelt worden« (Reichsregierung 1919, S. 17). Die Bemühungen des Gesetzes um eine genauere Fassung dessen, was Einkommen bedeutet, demonstrieren anschaulich, wie sich disziplinierende und versicherheitlichende Normalisierung miteinander verbinden. Weil die Norm des Einkommens unklar ist, widmen sich die Gesetzgeber der genaueren Kartierung möglicher Verständnisse in der Wissenschaft und in den Einkommensteuergesetzen der deutschen Länder sehr ausführlich, und zwar immerhin auf vier von vierzehn Seiten des Gesetzestextes und auf sieben der fünfzig Seiten der Gesetzesbegründung (ebd., S. 2 ff., S. 17 ff.). Da es um eine qualitative Frage geht, nämlich die Definition eines Begriffs, kann man die Norm nicht einfach unter Rückgriff auf ein statistisches Mittel etablieren. Aber die Gesetzesautoren skizzieren gleichwohl die Standardoptionen und positionieren ihren Gesetzesvorschlag im Feld des Normalen. Dies ist insbesondere deswegen erforderlich, weil das Gesetz in einer wichtigen Frage einen neuen Weg beschreitet, indem es sich nämlich nicht länger auf die bereits oben erwähnte Quellentheorie des Einkommens stützt. Aus der Perspektive der Quellentheorie kann nur als Einkommen gezählt werden, was aus einer gesetzlich eindeutig definierten (und regelmäßigen) Einkommensquelle herrührt. Demnach kann alles, was nicht explizit als Einkommen definiert wurde, auch nicht als Einkommen besteuert werden. Wie der Gesetzesentwurf selbst verdeutlicht, kann die Quellentheorie im Raum des Deutschen Reichs als Standard gelten: »Die meisten [...] Staaten, darunter Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden und Hessen [mithin die wichtigsten Länder, M.N./F.V.], ziehen nur solche Einnahmen heran, die aus bestimmten, an einem bestimmten Tage fließenden Quellen herrühren« (ebd., S. 19). Aus der Sicht des neuen Bundesgesetzgebers hat die Quellentheorie allerdings das Problem, dass es persönliche Einkünfte gibt, die den Definitionen des Einkommens nicht entsprechen und folglich nicht besteuert werden können. Ein wichtiges Beispiel sind Veräußerungsgewinne, die oft einmalig oder selten anfallen, aber große Einkünfte generieren können. Daher entschloss sich die neue republikanische Regierung, die Quellentheorie fallen zu lassen und stattdessen mit den dem so genannten Schanz'schen Einkommensbegriff (nach dem Rechts- und Staatswissenschaftler Georg von Schanz) zu arbeiten. Demnach zählt alles, was den Wohlstand einer Person mehrt, unabhängig von der Quelle, als ihr Einkommen (ebd.). Im Kaiserreich lag den Einkommensteuergesetzen einiger kleiner Stadtstaaten dieser Einkommensbegriff zugrunde. Das neue Reichseinkommensteuergesetz benennt nun immer noch eine Reihe definierter Einkommensquellen, aber ergänzt seine Einkommensdefinition im Schanzschen Sinne mit einer Art Default-Klausel:

»Zum steuerbaren Einkommen gehören Einkünfte aus Grundbesitz, aus Gewerbebetrieb, aus Kapitalvermögen und aus Arbeit sowie sonstige Einnahme ohne Rücksicht

darauf, ob es sich um einmalige oder wiederkehrende Einkünfte handelt oder aus welchem rechtlichen oder tatsächlichen Grunde sie dem Steuerpflichtigen zugeflossen sind.« (Reichsregierung 1919, S. 2)

Das Gesetz beschreitet also einen doppelten Weg: Einerseits werden grundsätzlich Einkünfte aller Art besteuert. Andererseits werden bestimmte Einkommensquellen so detailliert wie möglich aufgeführt und sogar einige wenige Ausnahmen definiert, die nicht als Einkommen gelten sollen (aus sehr unterschiedlichen Gründen; Erbschaften etwa unterlagen der Erbschaftssteuer und wurden deshalb nicht zusätzlich der Einkommensteuer unterworfen). Man erkennt also eine sehr genaue Zergliederung dessen, was Einkommen sein soll, allerdings überschattet von der Norm, dass ohnehin alle Einkünfte jenseits positiv bestimmter Ausnahmen besteuert werden. Wir können hier zum einen sehen, wie sich disziplinierende Normalisierung entfaltet: Den SteuerzahlerInnen und der Steuerverwaltung wird eine klare Orientierung gegeben, wie und was als Einkommen zu zählen ist, kombiniert mit der Botschaft, dass es aber ohnehin keine Ausnahmen – jenseits der wenigen positiv definierten – geben wird. Zum anderen wird der disziplinierende Charakter der Einkommensdefinition im Rahmen eines Abgleichs mit den bestehenden wissenschaftlichen und staatlichen Normalitäten entwickelt. In diesem Fall bedeutet das zwar nicht, dass die gewählte Norm dem bisherigen Standard – der Quellentheorie – entspricht. Doch der Standard bildet den unausweichlichen Referenzpunkt, vor dem Abweichungen zu rechtfertigen sind. Bei dieser Rechtfertigung bildet die bestmögliche Regulierung der fiskalischen Ströme bei möglichst wenigen Verlusten den entscheidenden Einsatz. Wir sehen also, wie hier Disziplinierung und Sicherheitsdispositiv Hand in Hand gehen.

(d) *Zur Normalisierung der Zeit.* Ein Problem der Hinwendung zum Schanzschen Einkommensbegriff besteht darin, dass es schwierig wird, laufendes Einkommen zu besteuern. Legt man die Quellentheorie zugrunde, so gibt es diese Schwierigkeit nicht, denn wenn die Quellen im Detail benannt sind, kann man relativ einfach regelmäßig überprüfen, ob ihnen Einkommen entspringt. Dies ist bei einer Besteuerung gemäß Schanz unmöglich, da erst nach Ablauf einer definierten Periode festgestellt werden kann, was alles an Gesamteinkünften angefallen ist. Daher legt die Reform von 1919/1920 fest, anstelle des laufenden das Einkommen des Vorjahres zu besteuern (Reichsregierung 1919, S. 9, S. 37 ff.). Jedoch erwachsen hieraus neue Probleme. Zum Beispiel gibt es Fälle von recht hohen Einkommen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt kumuliert anfallen, für die man aber sehr lange gearbeitet hat (oft wird das Beispiel der Erlöse eines Romans genannt). Oder aber es kommt zu einem offenkundigen Anstieg des Wohlstands, der aber noch nicht realisiert ist, d.h. es gibt absehbares künftiges Einkommen, so z. B. durch einen Anstieg des Aktienmarktes, solange die Aktien noch nicht wieder verkauft sind. Aus diesen Gründen führt der Gesetzentwurf sehr detailliert aus, wie das, was man »fiskalische Zeit« nennen könnte, gezählt und so angeordnet werden muss, dass es den Erfordernissen der Steuerverwaltung angepasst ist. Das Ziel besteht darin, das Einkommen temporal so zu organisieren, dass die allermeisten Steuern in der vorgesehenen Zeit eingezogen werden

können. Dort, wo der Gesetzentwurf darüber spricht, dass die zu begleichenden Steuern auf Basis des Vorjahres festgestellt und – mit Ausnahme des zehnpromzentigen Abzugs an der Quelle – gezahlt werden müssen, kommt der Charakter disziplinierender Normalisierung vielleicht am offensichtlichsten zum Ausdruck, geht es doch letztlich auch um ein Erziehungsprojekt: »Die Steuerpflichtigen müssen sich eben daran gewöhnen, die Steuer, die sie von ihrem jeweiligen Einkommen zu entrichten haben, rechtzeitig zurückzulegen« (Reichsregierung 1919, S. 39). Der Steuerstaat braucht SteuerzahlerInnen, die dazu erzogen sind, für das Steuersystem das Sparen zu lernen. Die Normalisierung der Zeit erfordert es also auch, die Steuersubjekte als vorausschauende und planende Subjekte zu normalisieren.

(e) *Zur Normalisierung des bloßen Lebens.* Es ist eine übliche Eigenschaft der meisten Einkommensteuersysteme, dass das Existenzminimum nicht besteuert wird. Dies war in den deutschen Ländern schon vor 1920 der Fall, und auch das neue Reichseinkommensteuergesetz sah Entsprechendes vor: »Soweit ein Einkommen nur die dringendsten Ausgaben für Lebensbedürfnisse befriedigen kann, darf es zur Steuer überhaupt nicht herangezogen werden. Auf diesem Gedanken beruht die Steuerfreiheit des sogenannten Existenzminimums« (ebd., S. 25). Das genaue Niveau dieses Existenzminimums ist allerdings umstritten,²¹ was sich auch darin äußert, dass die meisten Abgeordneten in der Debatte dazu Stellung nehmen.²² Zudem scheint nicht einmal Einigkeit darüber zu bestehen, dass es überhaupt nur ein Existenzminimum sein soll, das steuerbefreit ist. Der sozialdemokratische Abgeordnete Keil argumentiert entsprechend, dass mehr als die »nackten Lebensbedürfnisse« freigestellt werden müssten:

»Die deutsche Arbeiterschaft ist aber auf einer Stufe des Lebensbedarfs angelangt, auf der sie sich mit der Befriedigung der nackten Lebensbedürfnisse allein nicht mehr abfindet. Sie hat Kulturbedürfnisse, sie beansprucht ein Mindestmaß an Lebensbehaglichkeit.« (Keil 1919, S. 3863)

Doch trotz der Streitigkeiten um das Niveau ist klar, was die beste Methode zur Bestimmung des Existenzminimums sein soll: die bestehenden Niveaus der Ländereinkommensteuergesetze zu vergleichen, den Durchschnittsbedarf zu messen, die Standardausgaben zu berechnen (Reichsregierung 1919, S. 28 f.). Dies ist wahrscheinlich in unseren Daten der deutlichste Fall dessen, was Foucault Bio-Macht – der Begriff, der hier tatsächlich gut passt, geht es doch um das bloße Leben – oder Sicherheit genannt hat: Normalisierung auf Basis statistischer Daten.

(f) *Zur Normalisierung der Familie.* Sowohl der Gesetzentwurf als auch alle Sprecher – allesamt Männer – setzen das *male breadwinner model*, in dessen Zentrum der die Familie alleine ernährende Mann als Haushaltsvorstand steht, als gegeben voraus und bekräfti-

21 Der Entwurf schlug 1000 Mark vor, das verabschiedete Gesetz legte 1500 Mark fest.

22 Z.B. Keil (1919, S. 3865), Zehnter (1919, S. 3870), Wurm (1919, S. 3911), Heim (1919, S. 3917).

gen es. Dies zeigt sich bereits darin, dass nicht Individuen mit der Einkommensteuer belegt werden, sondern Haushalte. Zudem wird eine unzweideutige Geschlechterstruktur reproduziert: Jenseits des Existenzminimums sieht das Gesetz Freibeträge für die Ehefrau und die Kinder des Haushaltsvorstands vor (Reichsregierung 1919, S. 6, S. 32 ff.). Es steht nicht einmal zur Debatte, dass der Ehemann selbst die abhängige Person sein könnte. Ganz ähnlich wird es deutlich als Ausnahme markiert, wenn die Frau jenseits des Haushalts einer Erwerbstätigkeit nachgeht. Dies erkennt man im Paragraph zu den außergewöhnlichen Umständen, die eine Steuerverpflichtung reduzieren können, zu denen »besondere Aufwendungen im Haushalt infolge einer Erwerbstätigkeit der Ehefrau« zählen (ebd., S. 8). Weil sie einfach als gegeben angenommen wird, kann die Normalisierung der Familie einerseits als Form der veridizierenden Normalisierung gelten. Doch andererseits reifiziert die Steuerpolitik offenkundig das Standardarrangement. Die Regulierungen sind so angelegt, dass alle Beteiligten – die SteuerzahlerInnen, ihre ArbeitgeberInnen und die Steuerverwaltung – sich auf das ›normale‹ Familienmodell verlassen müssen, wenn sie ihre gewohnten Leben führen und wenn sie die Vorteile eines funktionierenden Steuerregimes genießen wollen. Daher interagiert hier veridizierende mit disziplinierender Normalisierung.

6 Fazit

Wir haben einleitend zwei Fragen gestellt: Wie wurde die aggressive und noch relativ junge Praxis einer allgemeinen und vergleichsweise hohen Einkommensteuer als normal kommuniziert? Und welche normalisierenden Effekte produzieren Einkommensteuer und Steuerdiskurse? In Bezug auf die erste Frage wurde deutlich, dass im hier betrachteten Fall die Kriegsschulden und die angekündigten Reparationen wichtige Faktoren dafür waren, hohe Einkommensteuern als normal zu erklären. Gestützt wurde diese Normalität aber auch durch die in ihrer Wahrheit unhinterfragte Norm, dass der Staat ordentlich finanziert werden müsste, insbesondere der »Sozialstaat der Zukunft« (Erzberger 1919b, S. 3843). In Bezug auf die zweite Frage haben wir uns vor allem auf eine Reihe disziplinierender Normalisierungen konzentriert. Disziplinarmacht ist vermutlich dort am deutlichsten erkennbar, wo es um die Verwaltung der Lohnsteuer geht (Quellenabzug, Lohnsteuerkarten, Steuermarken zum Einkleben), wo das Einkommen kleinteilig definiert (und zugleich mit einer Default-Klausel versehen) wird, und dort, wo als Teil einer Normalisierung der Fiskalzeit die SteuerzahlerInnen als SteueransparerInnen erzogen werden sollen. Versicherheitlichende Normalisierung spielte demgegenüber eine etwas geringere Rolle. Sie ist besonders dort gut erkennbar, wo das ›normale‹ Existenzminimum berechnet werden soll. Doch im Allgemeinen konnten wir die Tendenz feststellen, verschiedene Aspekte des neuen Gesetzes an jenen der alten Ländergesetze zu messen. Die Macht bestehender und als Maßstab verfügbarer Standards ist offensichtlich, selbst wenn sich das Reichseinkommensteuergesetz von der vorherrschenden Quellentheorie des Einkommens verabschiedet. Doch diesem Standard steht vor allem das entgegen, was wir veridizierende Normalisierung genannt haben: mit dem

Effekt einer unhinterfragbaren Normalität der Mathematik, insbesondere der Schuldenmathematik und der staatlichen Verantwortung dafür, diese mathematischen Unpässlichkeiten zu bewältigen. So erkennen wir, wie ein komplexes Netz der Normalisierung die Einführung der neuen Einkommensteuer auf Bundesebene umfängt: veridizierend, disziplinierend und versicherheitlichend. Dennoch ist nicht jede Normalisierung dauerhaft erfolgreich. Mit der weiteren Entwicklung des deutschen Steuerdiskurses werden einige Normalitäten erneut außergewöhnlich oder sie werden durch die vormaligen und vermeintlich vergangenen Normalitäten wieder ersetzt. Das beste Beispiel hierfür ist die Rückkehr zur Quellentheorie des Einkommens in der Reform des Jahres 1925. Gleichwohl hatten die meisten der neuen Technologien anhaltende Normalisierungseffekte, allen voran die Besteuerung an der Quelle und die Lohnsteuerkarten, die erst 2010 mit der Einführung eines elektronischen Systems wieder abgeschafft wurden. Was der Fall der Steuerreform von 1919/1920 zeigt, ist, dass Normalisierung ein fragiler Vorgang ist, der auf eine Reihe von unterschiedlichen Mechanismen zurückgreift. Veridiktion, Disziplin und Sicherheit sind dabei, richtig angeordnet, die maßgeblichen Machtmechanismen zur effektiven Regierung der Steuersubjekte, zu ihrer Unterwerfung unter den Normalzustand des Begleichens dessen, was man dem Staat schuldig ist.

Literaturverzeichnis

- Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J./Wrana, D./Ziem, A. (Hrsg.) (2014): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Band 1: Theorien, Methodologien und Kontroversen. Bielefeld: transcript.
- Bartz, C./Krause, M. (2007): Spektakel der Normalisierung. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Becker, J. (1919): Rede vor der Deutschen Nationalversammlung am 6. Dezember 1919, S. 3898–3911.
- Busse, D./Teubert, W. (Hrsg.) (2013): Linguistische Diskursanalyse – neue Perspektiven. Wiesbaden: VS.
- Dernburg, B. (1919): Rede vor der Deutschen Nationalversammlung am 5. Dezember 1919, S. 3878–3884.
- Düringer, A. (1919): Rede vor der Deutschen Nationalversammlung am 6. Dezember 1919, S. 3886–3890.
- Erzberger, M. (1919a): Rede vor der Deutschen Nationalversammlung am 5. Dezember 1919, S. 3875–3878.
- Erzberger, M. (1919b): Rede vor der Deutschen Nationalversammlung am 3. Dezember 1919, S. 3832–3843.
- Erzberger, M. (1919c): Rede vor der Deutschen Nationalversammlung am 6. Dezember 1919, S. 3890–3898.
- Feustel, R./Keller, R./Schrage, D./Wedl, J./Wrana, D./van Dyk, S. (2014): Zur method(olog)ischen Systematisierung der sozialwissenschaftlichen Diskursforschung. In: Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J./Wrana, D./Ziem, A. (Hrsg.): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Band 1: Theorien, Methodologien und Kontroversen. Bielefeld: transcript, S. 482–506.
- Foucault, M. (1969\2003): Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1996\2004): In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesung am Collège de France 1975/76. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1975\2004): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Foucault, M. (2004): *Geschichte der Gouvernementalität I: Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesung am Collège de France 1977/78*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1976\2005): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1982\2005): *Subjekt und Macht*. In: Foucault, M.: *Schriften*, Bd. 4. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 269–294.
- Foucault, M. (1984\2005): *Die Ethik der Sorge um sich als Praxis der Freiheit*. In: Foucault, M.: *Schriften*, Bd. 4. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 875–902.
- Foucault, M. (1972\2007): *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Foucault, M. (2009): *Die Regierung des Selbst und der anderen. Vorlesung am Collège de France 1982/83*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (2010): *Der Mut zur Wahrheit. Die Regierung des Selbst und der anderen II. Vorlesung am Collège de France 1983/84*. Berlin: Suhrkamp.
- Hacker, M. (2013): *Gibt es ›Gerechtigkeit‹ in der Steuerpolitik? Der politisch-philosophische Diskurs über Recht und Gerechtigkeit am Beispiel der Entstehung des modernen Einkommensteuerrechts in der Weimarer Republik*. Stuttgart und Berlin. http://www.diss.fu-berlin.de/diss/receive/FUDISS_thesis_000000044480 (Abruf 15.01.2015).
- Heim, G. (1919): *Rede vor der Deutschen Nationalversammlung am 6. Dezember 1919*, S. 3915–3922.
- Jung, M. (2001): *Diskurshistorische Analyse – eine linguistische Perspektive*. In: Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 1: Theorien und Methoden*. Opladen: Leske und Budrich, S. 29–51.
- Keil, W. (1919): *Rede vor der Deutschen Nationalversammlung am 5. Dezember 1919*, S. 3859–3867.
- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2010): *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 2: Forschungspraxis*. 4. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2011): *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. 2 Bände. 3. erweiterte Aufl.* Wiesbaden: VS.
- Kessl, F./Plöber, M. (Hrsg.) (2010): *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit Anderen*. Wiesbaden: VS.
- Laclau, E./Mouffe, C. (1985): *Hegemony and Socialist Strategy*. London und New York: Verso.
- Likhovski, A. (2007): *Training in Citizenship: Tax Compliance and Modernity*. In: *Law & Social Inquiry* 32(3), S. 665–700.
- Link, J. (1999): *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Link, J./Loer, T./Neuendorff, H. (Hrsg.) (2003): *›Normalität‹ im Diskursnetz soziologischer Begriffe*. Heidelberg: Synchron.
- William, M. I./Mehrotra, A./Prasad, M. (Hrsg.) (2009): *The new fiscal sociology. Taxation in comparative and historical perspective*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Metzger, U./Weingarten, J. (1989): *Einkommensteuer und Einkommensteuerverwaltung in Deutschland. Ein historischer und verwaltungswissenschaftlicher Überblick*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Morgan, K./Prasad, M. (2009): *The Origins of Tax Systems: A French-American Comparison*. In: *American Journal of Sociology* 114(5), S. 1350–1394.
- Nealon, J. (2008): *Foucault beyond Foucault. Power and its Intensifications since 1984*. Stanford: Stanford University Press.
- Nonhoff, M. (2011): *Konstruktivistisch-pragmatische Methodik. Ein Plädoyer für die Diskursanalyse*. In: *Zeitschrift für Internationale Beziehungen* 18(2), S. 91–107.
- Nonhoff, M. (2012): *Soziale Marktwirtschaft für Europa und die ganze Welt! Zur Legitimation ökonomischer Hegemonie in den Reden Angela Merkels*. In: Geis, A./Nullmeier, F./Daase, C. (Hrsg.): *Der Aufstieg der Legitimitätspolitik*. Baden-Baden: Nomos, S. 262–282.

- Nonhoff, M. (2014): Die Vermessung der europäischen Universität als hegemoniales Projekt. Eine Hegemonieanalyse. In: Nonhoff, M./Herschinger, E./Angermüller, J./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J./Wrana, D./Ziem, A. (Hrsg.): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Band 2: Methoden und Analysepraxis – Perspektiven auf Hochschulreformdiskurse. Bielefeld: transcript, S. 184–211.
- Nonhoff, M./Herschinger, E./Angermüller, J./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J./Wrana, D./Ziem, A. (Hrsg.) (2014): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Band 2: Methoden und Analysepraxis. Perspektiven auf Hochschulreformdiskurse. Bielefeld: transcript.
- Nonhoff, M./Stengel, F. (2014): Poststrukturalistische Diskurstheorie und Außenpolitikanalyse. Wie lässt sich die wankelmütige Außenpolitik Deutschlands zwischen Afghanistan und Irak verstehen? In: Herschinger, E./Renner, J. (Hrsg.): Diskursforschung in den Internationalen Beziehungen. Baden-Baden: Nomos, S. 39–74.
- Nützenadel, A./Strupp C. (Hrsg.) (2007): Taxation, State, and Civil Society in Germany and the United States from the 18th to the 20th Century. Baden-Baden: Nomos.
- Reichsregierung (1919): Entwurf eines Reicheinkommensteuergesetzes, S. 1626 ff.
- Respondek, E. (1921): Die Reichsfinanzen auf Grund der Reform von 1919/20. Berlin: de Gruyter.
- Rolf, T. (1999): Normalität. Ein philosophischer Grundbegriff des 20. Jahrhunderts. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Röllli, M. (2010): Normalisierung – eine Kategorie zwischen Normalität und Normativität? In: Czycoll, C./Marszolek, I./Pohl, P. (Hrsg.): Zwischen Normativität und Normalität. Theorie und Praxis der Anerkennung in interdisziplinärer Perspektive. Essen: Klartext Verlag.
- Schmoller, G. (1877): Die Epochen der preußischen Finanzpolitik. In: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich 1, S. 33–114.
- Schumpeter, J. (1918): Die Krise des Steuerstaats. Graz und Leipzig: Leuschner und Lubensky.
- Vogelmann, F. (2012): Foucaults Praktiken. In: Coincidentia. Zeitschrift für europäische Geistesgeschichte 3(2), S. 275–299.
- Vogelmann, F. (2014): Im Bann der Verantwortung. Frankfurt am Main und New York: Campus.
- Wrana, D./Ziem, A./Reisigl, M./Nonhoff, M./Angermüller, J. (Hrsg.) (2014): DiskursNetz. Wörterbuch der interdisziplinären Diskursforschung. Berlin: Suhrkamp.
- Wurm, E. (1919): Rede vor der Deutschen Nationalversammlung am 6. Dezember 1919, 3911–3915.
- Zehnter, J. (1919): Rede vor der Deutschen Nationalversammlung am 5. Dezember 1919, 3867–3875.

Anschriften:

Prof. Dr. Martin Nonhoff
Juniorprofessor für Politische Theorie
Universität Bremen
Institut für Interkulturelle und Internationale Studien
Mary-Somerville-Straße 7
28359 Bremen
mnonhoff@uni-bremen.de

Dr. Frieder Vogelmann
Universität Bremen
Institut für Interkulturelle und Internationale Studien
Mary-Somerville-Straße 7
28359 Bremen
frieder.vogelmann@iniis.uni-bremen.de

Oliver Kühschelm

Leider (k)ein Traumpaar. Kritische Linguistik und historische Diskursanalyse

Zusammenfassung: Die historische Diskursforschung bezieht Werkzeuge der Textanalyse häufig aus der Kritischen Diskursanalyse und der sozialen Semiotik. Diese linguistischen Zugriffe unterschätzen jedoch in ihrem Bemühen um die normative Fundierung von Kritik die Geschichtlichkeit des Sozialen. Zudem geht die Fokussierung auf verbalen und visuellen Text damit einher, Kommunikation von sozialem Kontext abzutrennen. Auch das erschwert es, historische Dynamik zu erfassen. Die aufwändige textanalytische Methodik erbringt daher oft Ergebnisse, die gesellschaftsanalytisch unbefriedigend bleiben. Der Beitrag fragt zuletzt, ob nicht auch die historische Diskursanalyse Geschichtlichkeit textualistisch verkürzt. Foucault's Begriff des Dispositivs und Latour's Aktantennetzwerke bieten Ansatzpunkte, um ein komplexeres Zusammenspiel von diskursiven und nicht-diskursiven Elementen zu konzeptualisieren.

Schlagwörter: Kritische Diskursanalyse, soziale Semiotik, Gesellschaftskritik, Text und Kontext, Geschichtlichkeit, Kontingenz

Summary: Historical discourse analysis often uses tools for analysing texts that it has adopted from Critical Discourse Analysis and social semiotics. However, in their attempt to establish a non-contingent normative base for their critique, these linguistic approaches do not do full justice to the historicity of the social. In addition, the focus on verbal and visual texts in effect leads to a separation of communication from its social context. This too hampers the observation of historical dynamics. Therefore, an impressive methodological apparatus often yields disappointing results for the assessment of social phenomena. Finally, the article asks if historical discourse analysis also downplays historical contingency as a consequence of its 'textualism'. It seems necessary to conceptualise a more complex interplay between discursive and non-discursive elements. To this end, Foucault's notion of *dispositif* or Latour's concept of actor networks offer a good starting point.

Keywords: Critical Discourse Analysis, social semiotics, social criticism, text and context, historicity, contingency

Die wichtigste Inspirationsquelle für eine historische Diskursanalyse ist bekanntermaßen Michel Foucault. Allerdings lassen sich im Steinbruch des Foucaultschen Werks zwar konzeptuelle Ansatzpunkte sonder Zahl gewinnen, kaum aber praktikable Methoden, um textanalytisch zu arbeiten. Man muss das für keinen Beinbruch halten. So sieht Philipp Sarasin Diskursanalyse mehr als theoretische Haltung denn als Methodologie (Sarasin 2003, S. 8). Sobald man aber empirische Forschungsarbeit in Angriff nimmt und Regelmäßigkeiten beobachten will, über die sich Diskurse konstituieren, drängt sich die Frage auf, ob es dazu nicht doch eines textanalytischen Werkzeugs bedarf. Der offensichtliche Kandidat, um derlei zu liefern, ist eine der sozialen Welt zugewandte Sprachwissenschaft, die ich im Weiteren als (gesellschafts)kritische Linguistik bezeichnen werde.

Die Geschichtswissenschaft hat Teile dieser kritischen Linguistik rezipiert. So hat auch mich seit den späten 1990er Jahren immer wieder beschäftigt, inwiefern linguistische Bausteine für die historische Analyse fruchtbar gemacht werden könnten: Zuerst interessierte mich Ruth Wodaks Diskurshistorische Analyse, später die von Jürgen Link und Siegfried Jäger propagierte Kritische Diskursanalyse, danach als Reaktion auf den Wunsch, visuelle Kommunikation einzubeziehen, die soziale Semiotik von Gunther Kress und Theo van Leeuwen und zuletzt die kognitive Linguistik. So inspirierend und vielfach praktisch verwertbar diese Lektüren waren, ist jedoch zugleich ein Unbehagen gewachsen, dass ich mit diesen Mitteln nicht erreichen kann, was die AutorInnen versprechen; und dass dies zudem möglicherweise auf Inkonsistenzen verweist, die auch die geschichtswissenschaftlich verankerte Diskursanalyse betreffen.

Es mag vorerst so aussehen, als ob sich GeschichtsforscherInnen beruhigt zurücklehnen könnten, da ich in der kritischen Linguistik einen Defekt orte, den zu beheben das eigentliche Geschäft der Geschichtswissenschaft ist (oder sein sollte). Die kritische Linguistik laboriert meines Erachtens an einem Mangel an Geschichte oder genauer gesagt: Geschichtlichkeit. Sie nimmt nicht ernst genug (obwohl sie meint, dies zu tun), dass es für Menschen keine Fixpunkte jenseits der Geschichte gibt, dass das Menschliche selbst kontingent ist, jede Bestimmung nur einen prekären Moment lang anhält.¹ Um es mit Richard Rorty zu sagen: »Historical circumstance goes all the way down«, und: »There is nothing ›beneath‹ socialization or prior to history which is definatory of the human« (1989, S. XIII). Auch nicht die Sprache. Dieser mangelnden Aufmerksamkeit für Geschichtlichkeit werde ich nachgehen: erstens in der Frage nach der sprachtheoretischen und methodologischen Fundierung der kritischen Linguistik; zweitens in ihrem Bemühen um Gesellschaftskritik, die sich zwar der Geschichte bedienen will, ihre eigene Geschichtlichkeit aber ungenügend reflektiert; drittens in dem merkwürdigen Kontrast zwischen einer deklarierten Aufmerksamkeit für die Historizität von Diskursen und den groben Schablonen, die in der empirischen Umsetzung die Verknüpfung mit (einer je historischen) Gesellschaft herstellen; viertens in einer Trennung von Text und Kontext, die stets zu Ungunsten des Letzteren ausfällt.

Die historische Diskursforschung hat sich im deutschsprachigen Raum parallel zur ihren linguistischen Schwestern seit den 1990er Jahren entfaltet. In ihren Anfängen begleitete sie der Verdacht eines Textualismus, wie er generell den Perspektiven unterstellt wurde, die sich mit dem cultural turn assoziierten (Landwehr 2010b, S. 11 ff.). Das hat die historische Diskursanalyse nicht daran gehindert sich zu etablieren – eher im Gegenteil, zumal die Vorwürfe recht grobschlächtig gehalten waren. Die Frage, wie die Diskursanalyse Text und historische Welt vermittelt und ob der Prozess zulasten von letzterer ausgeht, ist trotzdem weiterhin und erneut zu stellen. Wenn man dazu neigt, sie zu bejahen, gibt es zwei Möglichkeiten zu reagieren: erstens die Diskursanalyse als bedauerlichen Irrweg aufzugeben – heim ins sozialgeschichtlich ›Handfeste‹, was immer das wäre; oder man versucht doch, das Begonnene voranzutreiben, indem man Prämissen unter

1 Zum Begriff der Kontingenz vgl. Holzinger (2007), aus geschichtswissenschaftlicher Sicht Hoffmann (2005).

die Lupe nimmt, um sie zu radikalieren statt zu verwerfen. So bedarf vielleicht auch die historische und nicht nur die in der kritischen Linguistik beheimatete Diskursanalyse eines Umdenkens. Eine mögliche Richtung sei zuletzt skizziert, unter Bezug auf bereits gut sichtbare Anhaltspunkte, wie sie die Actor-Network-Theory oder die Dispositivanalyse darstellen.

Kritische Linguistik

Darf man von einer geschichtswissenschaftlichen Warte aus der Linguistik vorhalten, dass sie die Geschichtlichkeit des Sozialen zu wenig berücksichtigt? Liegt hier nicht ein Missverständnis von Interdisziplinarität vor? Die theoretischen und methodologischen Bauelemente, die LinguistInnen für ihre eigenen Zwecke entwickeln, müssen keine für HistorikerInnen relevanten Ergebnisse hervorbringen. Linguistik lässt sich als Wissenschaft einer Struktur denken, die abgetrennt von sozialem Handeln – und damit von Geschichte – untersucht werden kann, weil sie in ihrem Kern, der die Aufmerksamkeit absorbiert, von universaler Gestalt ist. Der Strukturalismus im Gefolge von Ferdinand de Saussure ging auf diese Weise an Sprache heran, ebenso die Transformationsgrammatik von Noam Chomsky (Kress 2001; Wildgen 2010). In der Philosophie konzipierte die analytische Schule beginnend mit dem Wiener Kreis Sprache als formalistischen Holismus (Bertram et al. 2008). Wesentliche Teile des Denkens über Sprache im 20. Jahrhundert verstanden sich somit nicht als gesellschaftswissenschaftlich oder gesellschaftskritisch. Das hinderte einen seiner Protagonisten, Noam Chomsky, nicht daran, als public intellectual aufzutreten und sich vehement kritisch mit der US-amerikanischen Gesellschaft auseinanderzusetzen. Da sich die Annahme einer allen Menschen gleichen Sprachkompetenz gut mit der Forderung nach sozialer Gleichheit verband, sah Chomsky in seinem Denken über Sprache zwar einen Grund für sein Engagement; als ein Mittel es zu gestalten diente ihm die generative Grammatik aber nicht. Der Geschichtswissenschaft hat sie denn auch nichts zu sagen.

Wenn sich Linguistik indes als Sozialwissenschaft positioniert (Busse 2005; Bluhm et al. 2000), so will sie Wissen über die Gesellschaft ermöglichen und selbst produzieren. Hierin treffen sich jene Stränge der Sprachwissenschaft, die ich hier als kritische Linguistik bezeichne, mit der Geschichtswissenschaft. Einer ihrer Gründungstexte, »Language as Ideology« (Kress/Hodge 1979), erklärte, »the real goal of linguistics« sei das Verständnis für soziale Realität und damit für die sprachliche Codierung von Antagonismen und Klassenkonflikten (ebd., S. 14). Als Ausgangspunkt wurde zudem die Frage genannt: »At what level does linguistics become an essential part of the general study of history?« (ebd., S. VII).

Die Rede von kritischer Linguistik erheischt eine wissenschaftsgeschichtliche Klärung. Als Critical Linguistics ist die Bezeichnung innerhalb der Sprachwissenschaft eine Trademark: Sie bezieht sich auf eine Entwicklung im angelsächsischen Raum der 1970er Jahre. Sie mündete in Publikationen wie das bereits zitierte Werk »Language as Ideology« sowie »Language and Control« (Fowler et al. 1979). Die beiden Bücher verbanden einen

gesellschaftskritischen, marxistisch inspirierten Impetus mit der linguistischen Perspektive, die Michael Halliday eröffnet hatte und die unter Mitwirkung von Gunther Kress (Halliday/Kress 1976) als systemisch funktionale Grammatik bekannt wurde (Rogers 2004). Seit den 1980er Jahren entwarf Kress gemeinsam mit Theo van Leeuwen eine soziale Semiotik. Sie untersucht, wie semiotische Ressourcen in verschiedenen historischen und kulturellen Zusammenhängen zur Rekontextualisierung von sozialem Handeln eingesetzt werden. Mit der Semiotisierung gehen Transformationen, Fokussierungen, Verkürzungen, Verschiebungen einher (van Leeuwen 2005; 2008). 1990 veröffentlichten Kress und van Leeuwen eine erste Version ihres Werks »Reading Images« (Kress/van Leeuwen 1990). Neben Halliday bezogen sie sich auf Roland Barthes' Semiologie, um das textanalytische Setting auf visuelle Artefakte zu erweitern. Sie wiesen damit auch in Richtung der Beschäftigung mit multimodaler Kommunikation.

Ebenfalls auf Hallidays Linguistik und den Marxismus als Grundlage von Gesellschaftskritik bezog sich Norman Fairclough. In einem Artikel von 1985 sprach er bereits von kritischer Diskursanalyse (Breeze 2011, S. 495). Diese Bezeichnung avancierte zum Label einer Gruppe von ForscherInnen, die sich 1991 in Amsterdam trafen: Norman Fairclough, Ruth Wodak, Teun van Dijk, Theo van Leeuwen und Gunther Kress (ebd., S. 2). Zwischen Critical Linguistics und dem Bündel an Ansätzen, die unter dem Etikett der Kritischen Diskursanalyse gesammelt werden, bestehen personelle Überschneidungen. Die Bezeichnungen markieren zwar verschiedene Etappen, insofern die eine älter als die andere ist; man kann sie aber auch als austauschbar behandeln (Wodak/Meyer 2009, S.1), denn trotz unterschiedlicher Akzentuierungen ist den ForscherInnen Wesentliches gemeinsam: Sie geben sich den Auftrag einer Analyse von Sprache als sozialer Praxis. Ihre Aufmerksamkeit gilt Machtbeziehungen und hegemonialen Diskursen. Es geht um »engagierte Forschung mit emanzipatorischem Anspruch« (Titscher et al. 1998, S. 181). Dem stimmt auch Siegfried Jäger zu, der mit seinem Ansatz, für den er sich auf Foucault beruft, ebenfalls in den Überblicksbänden zur Kritischen Diskursanalyse vertreten ist (Jäger 2004). Mit Jäger ist – wie durch Ruth Wodak – die Brücke zur deutschsprachigen linguistischen Forschung geschlagen. Nicht jede kritische Diskursanalyse will aber der Kritischen Diskursanalyse eingereiht werden. Das gilt innerhalb der Germanistik im Unterschied zur »Duisburger Schule« um Jäger für ihr Düsseldorfer Pendant, maßgeblich vertreten durch Martin Wengeler (Bluhm et al. 2000; Reisigl/Warnke 2013).

Auch die ForscherInnen, die sich selbst der Kritischen Diskursanalyse zuordnen, betonen stets die Heterogenität ihrer Ansätze, die nie in ein übergreifendes System zusammengeführt worden seien. Ruth Wodak und Michael Meyer (2009, S. 5) sehen darin einen Vorzug, der die Kritische Diskursanalyse von geschlossenen linguistischen Theorien wie Chomskys generativer Grammatik (eine erwartbare Distanzierung) und Hallidays Funktionalismus (eine überraschendere) positiv unterscheidet. Für die von Wodak entwickelte diskurshistorische Variante wird als Losung formuliert, dass man sich nicht im Labyrinth großer Theorien verlieren wolle, im Versuch zu operationalisieren, was einer Anwendung nicht zugänglich ist (2009, S. 26). Auch Norman Fairclough und Gunther Kress geben sich tolerant und für brauchbare methodologische und theoretische Bausteine aller Art aufgeschlossen.

Anliegen des Aufsatzes ist es nicht, Unterschiede und Schattierungen zwischen den angeführten Forschungsprogrammen präzise zu rekonstruieren, sondern sie unter dem Aspekt der Gemeinsamkeit zu betrachten, dass sie Linguistik als Ressource der Gesellschaftskritik einsetzen wollen. Mit diesem Kriterium ließen sich noch weitere Positionen erfassen, so etwa wichtige Stränge der boomenden kognitiven Sprachwissenschaft. Die in der Folge zu entwickelnden Überlegungen verweisen insofern auf Problematiken einer kritischen Linguistik in einem weiten Sinn.

Theoretische und methodologische Beliebigkeit?

»I suppose I made theories through what was to be had,« meinte Kress in einem Interview zu seinen sprachtheoretischen Grundlagen. Das Ergebnis fasst er als eine »accidental collection of things« (Rogers 2004, S. 14 f.). So könnte man wohl in den meisten Fällen die Genese einer wissenschaftlichen Perspektive beschreiben, und als Demystifizierung eines einflussreichen Paradigmas ist das sympathisch. Auch artikuliert Kress eine Veränderung seiner Anliegen als Forscher: weg von theoretischer Grundlegung zur Beobachtung, wie sich eine multimodale Semiosis je konkret vollzieht. Wenn sich Kress zu einem nonchalanten Eklektizismus bekennt, so stimmt an diesem Punkt die Selbstbeschreibung mit der sprachwissenschaftlichen Fremdbeobachtung in kritischer Absicht überein, wie sie Henry Widdowson – sehr polemisch – formuliert hat: Es handle sich bei der Kritischen Diskursanalyse nicht um eine systematische Anwendung eines theoretischen Modells. Sie sei vielmehr »a rather less rigorous operation, in effect a kind of ad hoc bricolage which takes from theory whatever concept comes usefully to hand« (Widdowson 1998, S. 137).

Woran ermesen die ForscherInnen Nützlichkeit? Nach Widdowson sind sie bei ihrer bricolage ganz einer – linken oder linksliberalen – politischen Agenda verpflichtet. Er wirft ihnen vor, dass sie weniger Textanalyse betreiben denn ideologische Prämissen illustrieren, indem sie Textfragmente aus dem Zusammenhang reißen und einseitig interpretieren (Widdowson 2004, S. 128–145). Dass Kritische Diskursanalysen häufig bloß Resultate erbringen, die einen linksliberalen common sense bestätigen, halte ich für eine zutreffende Beobachtung und einen wesentlichen Kritikpunkt. Weniger überzeugend scheint mir, dass Widdowson den Eklektizismus der Kritischen Linguistik als prinzipienlos brandmarkt. Seine Kritik impliziert als positives Gegenbild die Vorstellung eines sprachtheoretischen Monismus, der es erst gestatten würde, das Niveau von »scholarly research« zu erreichen. Eher scheint mir angebracht, die konsequente Vergeschichtlichung des Sprachlichen einzufordern. Darüber wird noch zu diskutieren sein. Auch Widdowsons Klage, die Analysen der Kritischen Diskursanalyse seien impressionistisch und dadurch nicht vom freieren Interpretieren des literary criticism unterscheidbar, birgt eine problematische Erwartung: dass die Behebung des monierten methodologischen Defizits aufschlussreiche und wertfreie (?) Resultate in der Text- und Diskursanalyse verbürgen würde. Diese Hoffnung teile ich so wenig wie Widdowsons Einschätzung, dass es Arbeiten aus der Kritischen Diskursanalyse generell an einem

ausgefeilten methodologischen Apparat und dessen rigoroser Anwendung fehlt. Häufig ist das Gegenteil der Fall.

Als Beispiel sei eine der Studien zitiert, die als methodologische Avantgarde der Kritischen Diskursanalyse gelten können, da sie diese mit kognitiver Linguistik verbinden (vgl. Chilton 2005). Das Interesse gilt hierbei insbesondere der Theorie der konzeptuellen Metapher. Der Titel des grundlegenden Buchs von George Lakoff und Mark Johnson, »Metaphors We Live By« (1980\2003), behauptet die Zentralität des beobachteten Phänomens für den Alltag, und schon mit der Wahl des erstens Beispiels signalisierten die Autoren, dass ihr Ansatz für eine kritische Betrachtung von Sprache in der Gesellschaft verwendet werden sollte: Sie analysierten das Konzept ARGUMENT IS WAR, die Übertragung der Vorstellung von Krieg auf die Vorstellung kontroverser Kommunikation. Veronika Koller nützt die Theorie der kognitiven Metapher in ihrer Diskussion der Inszenierung von Wirtschaft und Betriebswirtschaft (business) in englischsprachigen Wirtschaftsmagazinen (Koller 2005a, 2005b; vgl. auch Wengeler/Ziem 2010). Sie untersucht Texte, die sich mit Unternehmensfusionen befassen. Ihr Augenmerk gilt konzeptuellen Metaphern wie FIGHTING,² MATING und FEEDING in verbaler und visueller Realisierung, die sie wiederum als Clusterung einer übergeordneten konzeptuellen Metapher EVOLUTIONARY STRUGGLE betrachtet. Die Studie gelangt zu der Einsicht, dass diese Metaphern ein Szenario aufbauen, das eine neoliberale Ideologie propagiert und den Diskurs maskulin besetzt (Koller 2005a, S. 219). Das ist so wenig überraschend, dass der methodologische Aufwand in einem merkwürdigen Kontrast zu einem Ergebnis steht, das allenfalls den empirischen Beleg für eine Einschätzung zur Gegenwartsgesellschaft erbringt, über die wir als Vermutungswissen bereits verfügen.

In der skizzierten Studie haben wir es mit einer methodologisch expliziten und reflektierten wissenschaftlichen Praxis zu tun. Ein differenzierter Werkzeugkasten und seine kontrollierte Anwendung garantieren jedoch weder gesellschaftsanalytische Befunde, die ohne diesen Apparat nicht zu haben wären (was die Mühe ihres Einsatzes erst rechtfertigt), noch schützen sie gegen deren ideologische Aufladung. Eine weitere Verfeinerung des Apparats würde daran nichts ändern. Viel eher ist Skepsis gegen eine Methodologisierung angebracht, die Interpretationsarbeit durch Mechanik ersetzen soll (vgl. Blumer/Bude 2013). Während sich HistorikerInnen von einer Methode, die Alltagskompetenzen der Textlektüre übersteigt, meist zu wenig versprechen, erhofft man sich in der kritischen Linguistik zu viel. Methodenapparate distanzieren den Interpreten vom Interpretandum, aber das hat einen für die Auseinandersetzung mit Gesellschaft nicht unerheblichen Preis. Sie verdecken die Kontingenz des Interpretationsvorgangs und treiben somit den historischen Diskursen ihre Geschichtlichkeit aus. ›Objektiver‹ wird die Auseinanderset-

- 2 In Großbuchstaben, um anzuzeigen, dass ein Konzept, nicht seine semiotische Realisierung gemeint ist. Die kognitive Linguistik beschreibt Metaphern als Projektion aus einem Quell- in einen Zielbereich, die selektiv ein mapping, ein Raster aus Entsprechungen, aktualisiert. Akteure, Handlungen und Gegenstände im Zielbereich werden nach jenen aus dem Quellbereich modelliert. Je nachdem welche Aspekte herausgegriffen werden, sind höchst unterschiedliche Realisierungen auf der sprachlichen (oder graphischen) Oberfläche möglich. Die kognitive Metapher kann verbal, mithin als rhetorische Figur in einem klassischen Sinn, aber genauso visuell realisiert werden.

zung dadurch nicht. Ebenso ist zu bezweifeln, dass ein Mehr an Theorie die Gefahr von Ideologisierung bannen könnte. Dass die Kritische Linguistik bei der sprachtheoretischen Grundlegung ihres analytischen Programms stets eklektizistisch vorgegangen ist, halte ich – entgegen dem Verdacht von Widdowson – nicht für ein Manko. Um zu vermeiden, dass eine kritische Diskursanalyse zu sehr darauf ausgelegt ist, Vor-Urteile zu erhärten, bedarf es einer anderen gedanklichen Operation: einer Grundlegung im Verzicht auf Grundlegung, insofern diese ein transzendentes und somit ahistorisches Unterfangen meint.

Kritisch statt historisch

Um ihren gesellschaftsanalytischen Impetus philosophisch abzustützen, bezieht sich die Kritische Diskursanalyse auf die Kritische Theorie. Das scheint um so naheliegender, als beide Denkschulen die Kritik bereits in ihrem Namen führen. Da das zeitgenössische Verständnis von Diskurs so maßgeblich von Foucault geprägt wurde, wird letzterer ebenfalls als Inspiration für die Kritische Diskursanalyse angeführt. Eine Forschungspraxis, die sich auf Theodor W. Adorno und Max Horkheimer (bzw. auf Jürgen Habermas als die jüngere kommunikationsphilosophische Variante der Frankfurter Schule) und auf das Denken Foucaults stützt, wirft allerdings Fragen nach der Vereinbarkeit dieser Ansätze auf, so man nicht gleich von einem eklatanten Widerspruch, »a major contradiction« (Breeze 2011, S. 500), ausgehen will.³ Womit man es hier zu tun bekommt, sind Spannungen, wie sie die kritische Linguistik insgesamt durchziehen: zwischen dem Bemühen, Gesellschaft zu analysieren und sie zu kritisieren; zwischen historischer Kontingenz und dem Wunsch nach einer normativen Basis von Gesellschaftskritik.⁴ Der Kritischen Diskursanalyse ist das indes noch kaum zum Problem geworden, da sie nach Auffassung ihrer externen wie internen KritikerInnen bis dato wenig versucht hat, der Kritik eine Basis zu geben und ihre Legitimität aufzuweisen.⁵ Die vorliegenden fragmentarischen Antworten charakterisieren sich dadurch, dass sie die Herausforderung von historischer Kontingenz mehr vermeiden als dass sie sich ihr stellen.

Norman Fairclough hat innerhalb der Kritischen Diskursanalyse die Auseinandersetzung mit Foucault am intensivsten ausgearbeitet (Fairclough 2002, S. 37 ff.). Es bereitet geringe Schwierigkeiten, die diskursanalytische Phase in Foucaults Schaffen, von der »Ordnung der Dinge« bis zur »Ordnung des Diskurses«, in die Kritische Diskursanalyse zu überführen. So lässt sich die Vorstellung integrieren, dass Diskurse ihre Gegenstände,

3 Einen avancierten Versuch, die Foucaultsche Genealogie als Denken von Kontingenz mit einer an Habermas orientierten Reflexion über Normativität zu verbinden, unternimmt Koopman (2013).

4 Zu verschiedenen Versuchen der zeitgenössischen Philosophie mit dieser grundlegenden Spannung umzugehen vgl. Boer/Sonderegger (2012).

5 Das ist aber im Begriff sich zu ändern. So werden Beiträge von Vertretern der Kritischen Diskursanalyse in dem von Antje Langer, Martin Nonhoff und Martin Reisinger herausgegebenen Band zu »Diskursanalyse und Kritik« enthalten sein, der laut Verlagsankündigung im Mai 2015 bei Springer VS erscheinen wird.

wenn schon nicht hervorbringen, so doch maßgeblich gestalten und dass sie dadurch die Gesellschaft (mit) konstituieren. Jedoch bemerkt Fairclough ein Desinteresse Foucaults für eine Textanalyse, die sich systematisch auf sprachliche Einzelheiten einlässt. An dem Punkt kann seiner Ansicht nach die Linguistik aushelfen. Ein theoretischer Horizont wird aufgespannt, in den die linguistische Analyse auf den Spuren Hallidays ergänzend eintritt. Fairclough distanziert sich aber auch von Foucaults Relativismus, den er folgendermaßen umreißt: »Truth is relative to particular discursive formations, particular systems of power/knowledge, which are therefore not open to critique from positions outside or above them« (Fairclough 2002, S. 60). Hier ist für Fairclough die Grenze des Akzeptablen überschritten. Er will auf einen Foucault rekurrieren, dessen Werk man den relativistischen Stachel gezogen hat (Breeze 2011, S. 497 f.). Man könnte ebenso sagen: ein Werk, das um das Denken von Kontingenz bereinigt wurde.

Neben den diskursanalytischen Foucault wird gemeinhin – so auch bei Fairclough – der genealogische gestellt, der sich mit Macht befasst hat. »Überwachen und Strafen« ist ein Buch, das perfekt in die Welt der Kritischen Diskursanalyse zu passen scheint. Mit Verweis auf Foucault (und Giddens) umreißen Wodak und Meyer das Machtverständnis der Kritischen Diskursanalyse: »power as a systemic and constitutive element/characteristic of society«. Macht erschöpft sich nach Wodak und Meyer nicht in der von Foucault analysierten Disziplinierung durch Gewaltandrohung: »[...] suggesting how happy people will become if they buy specific consumer products is also an exercise of power; marketing provides us with a large body of knowledge of powerful techniques« (Wodak/Meyer 2009, S. 9). Sofern man über die krude Vorstellung hinausgelangen will, dass Werbung KonsumentInnen mit Glückverheißungen beliebig steuern könne, muss man die Ambivalenz von Konsumieren als Praxis der Subjektivierung untersuchen. Dafür bietet »Überwachen und Strafen« wenig Ansatzpunkte (vgl. Schrage 2009, S.118–132); weiter führt die Beschäftigung mit Techniken des Selbst, wie sie Foucault in seinen späten Schriften entfaltet hat, die Wodak und Meyer allerdings nicht zitieren. Das Konsumieren gehört denn auch nicht zu den häufigen Themen der Kritischen Diskursanalyse, obwohl es zeitdiagnostisch anhaltende Brisanz besitzt. Es ist freilich ein unübersichtliches Feld, das sich einfach gestrickten moralischen Bewertungen entzieht – es sei denn, man lädt es religiös auf, wie in der mittelalterlichen Luxuskritik oder mit bildungsbürgerlicher Abneigung gegenüber den Vergnügungen der Masse. Letztere hat die Frankfurter Schule eindrucksvoll mit marxistischer Gesellschaftskritik kombiniert, namentlich Horkheimer und Adorno in dem der Kulturindustrie gewidmeten Kapitel ihrer »Dialektik der Aufklärung« (1944\1992).

Mit einem Quellenverweis auf dieses Buch untermauern Wodak und Reisl die Feststellung, dass sich ihr Zugang, die Diskurshistorische Analyse, der sozialphilosophischen Orientierung der Kritischen Theorie anschließen (Wodak/Reisl 2009, S. 88). Über die Andeutung der Filiation hinaus wurde dieser Bezug jedoch weder hier noch andernorts ausgearbeitet (Forchtner 2011, S. 1). Sich in die Linie des Denkens zu stellen, die von der »Dialektik der Aufklärung« markiert wird, muss nicht heißen, alle Positionen zu übernehmen, die Adorno und Horkheimer in ihrem philosophischen Longseller vertreten, der noch dazu im Untertitel auf seinen fragmentarischen Status hinweist. Insofern die

Massenkonsumgesellschaft aber ein wesentliches Signum des 20. und 21. Jahrhundert ist, wird man dieses mit Horkheimer und Adorno verfehlen. Ihr historisch erklärbarer, doch selbst ahistorisch konfigurierter Kulturpessimismus annulliert die Chancen menschlicher Selbstermächtigung, die – ebenso wie ihre Grenzen – in der Dialektik aus mimetischem Nachvollzug und kontemplativer Distanzierung gegenüber dem jeweils Gegebenen angelegt sind. Die Anlehnung an Adorno und Horkheimer kann daher nichts beitragen, um den Ort der Kritischen Diskursanalyse historisch-kritisch zu erfassen und die Bedingungen ihrer eigenen Möglichkeit angemessen zu reflektieren; ihr historisches Apriori bleibt in ideologischer Gewissheit verhüllt und sie selbst insofern vorkritisch.

Angesichts der Radikalität einer sich selbst verschlingenden Kritik der Aufklärung, für die Horkheimer und insbesondere Adorno stehen, (Habermas 1983, S. 130–157; Nagl-Docekal 1996, S. 36–54) empfiehlt Bernhard Forchtner aus einer mit der Kritischen Diskursanalyse sympathisierenden Position die jüngere Frankfurter Schule. Namentlich die Diskursethik von Jürgen Habermas soll der Kritik einen festen Boden geben. Forchtner skizziert zunächst das Konzept des wechselseitigen Geltungsanspruchs auf Wahrheitigkeit, auf den sich nach Habermas jede kommunikative Interaktion als Ideal bezieht. So einleuchtend das erscheint, so wenig glücklich ist es, diesen Geltungsanspruch theoretisch zu isolieren und zu übersehen, dass sich Wahrheit an keinem Ort, auch nicht jenem der philosophischen Grundlagenreflexion, von Macht trennen lässt. Bereits an diesem Punkt sind Mystifizierungen angelegt, die zutage treten, sobald man sich der Herausforderung zuwendet, eine Ebene der ›Anwendung‹ zu konkretisieren. Forchtner will die Analyse von Texten vorbereiten und leitet aus Habermas' kommunikationsphilosophischer Position Klarheit und Zugänglichkeit als Anforderung an Texte ab. Er erwägt die Kritik eines »heavy use of metaphors, which tend to create extremely coherent and suggestive text-structures« (Forchtner 2011). Dagegen ist *erstens* einzuwenden, dass die essentielle Rolle, die Metaphern für die Generierung und Vermittlung abstrakter Konzepte spielen, sie auch zu Kandidaten für Klarheit und Zugänglichkeit machen könnte. Ein nicht-metaphorisches Formulieren bereitet selbst bei einem engen Begriff der Metapher Schwierigkeiten. Das verraten uns praktisch die Phrase des »heavy use« und sprachtheoretisch die kognitive Linguistik. Die Anforderung von Klarheit mag *zweitens* nach einer bei der Texterstellung anzustrebenden und sodann dem Text inhärenten Eigenschaft klingen; Zugänglichkeit stößt einen als Begriff aber unmittelbar auf den Umstand, dass solche Attribuierungen nur relational Sinn ergeben. Über die Zugänglichkeit eines Texts lässt sich bloß in Bezug auf eine Gruppe von NutzerInnen und Nutzungssituationen befinden. Die zum Terminus geronnene Metapher kann die Debatte unter WissenschaftlerInnen erleichtern, es Laien aber verunmöglichen, dem Gang der Argumentation zu folgen; und die Alltagssprache ist voller Metaphern, die für jene, die an der jeweiligen sozialen Praxis keinen Anteil haben, opak sein mögen, einer Gemeinschaft von Alltagshandelnden aber gute kommunikative Dienste leisten. *Drittens* muss auch der Begriff des Texts selbst jenseits eines generischen Konzepts schriftlicher Kommunikation spezifiziert werden sowie es gilt, Texte als Artefakte kenntlich zu machen. *Viertens* sind Klarheit und Zugänglichkeit kein Wert an sich, es sei denn im Rahmen einer empiristischen Erkenntnistheorie, in der sie die unverzerrte Abbildung der

Welt verbürgen. Dieses philosophische Projekt der Moderne darf man aber als gescheitert betrachten (Rorty 1979). Ansonsten gilt es erst zu bestimmen, wer wann von wem Zugang verlangen darf; und die Vorstellung von Klarheit bedarf einer historisierenden Analyse, einer Betrachtung als Teil von politischen und ökonomischen Konjunkturen, die sich heute in der verdächtig zustimmungsfähigen Rede von Transparenz und Offenheit ausdrücken.

Der von Forchtner skizzierte Vorschlag, die kommunikationsphilosophische Wendung von normativer Letztbegründung bei Habermas für die Kritische Diskursanalyse fruchtbar zu machen, verdient Beachtung. Konsequenter durchgeführt müsste in Aussicht stehen, den Dualismus aus der historisch aufweisbaren Partikularität normativer Vorstellungen und dem Projekt einer durch universale Vernunft geleiteten Gesellschaft hinter sich zu lassen.⁶ Die Herausforderung besteht darin, eine immanente, nachmetaphysische Transzendenz zu denken. Nun lässt sich zwar die Idee universalisierbarer Normen mit der Einsicht verbinden, dass jeder tatsächlich formulierte Anspruch auf Geltung historisch situiert ist, solange man sich auf der Ebene abstrakter Postulate bewegt. Sobald man indes die Zuwendung zu konkreten sozialen Konstellationen auch nur vorbereitet, erweist sich jedes Mal, dass von einer Letztbegründung universalistischer Moral keine Brücke zu ihrer Ausgestaltung in empirischen Urteilen führt.⁷ Die stets von Neuem unternommenen Versuche, universale Geltung zu begründen, sind nicht wertlos, doch ihr Wert ist therapeutischer Art:⁸ In der Denkbewegung kann man die Unlösbarkeit der Ausgangsproblematik erfahren und sich sodann guten Gewissens von ihr verabschieden. Das Bedürfnis nach einem sich selbst begründenden Grund aller Moral entspringt in seiner Dringlichkeit der Moderne selbst, aber Hunger garantiert nicht immer die Verfügbarkeit von Nahrung. Nachmetaphysische Gewissheit – soviel kann man aus der Philosophiegeschichte ablesen – lässt sich nur herbeifantasieren, nicht aber argumentativ aufweisen. Eine Kritische Diskursanalyse wird daher nicht mehr leisten können, als moralische Vorstellungen zu explizieren, die in den Gesellschaften kursieren, auf deren Boden sie betrieben wird. Das bedeutet nicht das Ende von Kritik, sondern ihre Konstituierung als eine Praxis, die über Lippenbekenntnisse hinaus ihre Geschichtlichkeit, d. h. ihre Vorläufigkeit und je nur lokale Bedeutung, reflektiert.

Das Verlangen nach einer Instanz jenseits der Geschichte lässt sich hingegen bloß als Metaphysik realisieren. Sie erfüllt den Zweck, »uns selbst zu versichern, ein nicht existierender Gott würde, wenn er existierte, mit uns zufrieden sein« (Rorty 1988, S. 23). Metaphysik ist nur so lange ein harmloses Vergnügen, als man nicht mit ihrer Hilfe die Gesellschaft analysieren will. Entweder sind die aus dieser Form von Grundlagenreflexion gewonnenen regulativen Ideen soweit von der empirischen Realität entfernt, dass sie ihr

6 So ist auch Koopmans Vorhaben (2011, 2013) zu verstehen; oder jenes von Cooke (2006), ebenfalls mit Bezug auf Habermas.

7 Vgl. die kommunitaristische Kritik an diesem Programm, insbesondere in Auseinandersetzung mit der Gerechtigkeitstheorie von John Rawls: MacIntyre (1995), Sandel (1982), Honneth (1993).

8 Wie es seit längerem als zentrales Anliegen von Wittgensteins Philosophie diskutiert wird: Cary/Read (2000).

nichts Konkretes und somit nichts Wesentliches zu sagen haben, oder sie kippen in eine geschichtsphilosophische Ummantelung historischer Kontingenz.

Die Ausgangslage einer kritischen Geschichtswissenschaft hat Achim Landwehr kürzlich folgendermaßen skizziert:

»Was sollte ihr Ziel sein? Etwa das Bemühen um eine bessere Vergangenheit? Oder sollte sie gar im Sinne der *Historia Magistra Vitae* ein besseres Morgen mittels der Lehren aus der Vergangenheit anstreben? Die geschichtsphilosophische Antwort hierauf fällt aus, denn sie ist gerade eines der prominentesten Opfer kritischer Reflexion, insofern die Suche nach dem Allgemeinbegriff des Geschichtlichen, der alle menschlichen Lebensformen überwölbt, inzwischen eingestellt wurde.« (Landwehr 2012, S. 9)

Sofern Geschichtswissenschaft den Versuchungen der Geschichtsphilosophie entsagt, ist sie auf die Kontingenz des Historischen verwiesen. Dieser Konsequenz sucht sich die Kritische Diskursanalyse bis dato zu entziehen. Das gilt selbst für ihren diskurshistorischen Ansatz. Er wendet sich zwar der Geschichte als einem zu berücksichtigenden Kontext zu, von dem man sich ergänzendes, in konzentrischen Kreisen rund um die Textanalyse angelagertes Material verspricht (Wodak 1996, S. 21). Geschichte ist der diskurshistorischen Analyse andererseits ein zu schwankender Boden, auf den alleine sich zu stellen sie lieber nicht riskiert.

Verflachung von Geschichtlichkeit

Die einflussreichste gemeinsame Publikation von Kress und van Leeuwen ist »Reading Images«⁹ (Kress/van Leeuwen 2006). Ihre visuelle Grammatik, die sie an zahlreichen Beispielen entwickeln, leuchtet intuitiv ein, wenn sie z. B. narrative und konzeptuelle Bildstrukturen unterscheiden oder Bedeutungen postulieren, die über grundlegende Merkmale der Bildkomposition transportiert werden. Als Quelle ziehen sie insbesondere massenmediale Kommunikation heran, vor allem Zeitungen und Zeitschriften sowie Schulbücher. Zwar problematisieren die Autoren die Reichweite ihres Entwurfs. Sie betonen die Konstituierung jeder Grammatik in der Praxis einer sozialen Gruppe, die sich bestimmter semiotischer Ressourcen bedient. Über die Korpusbildung und die Dialektik aus Empirie und Theorie, die Kress und van Leeuwen zur Formulierung von Regeln geführt hat, erfährt man freilich nichts Genaues, und ihr Ziel ist doch ein umfassendes: »a quite general grammar of contemporary visual design in ›Western‹ cultures« (ebd., S. 3).

Soziale Semiotik beansprucht zu analysieren, wie durch Kommunikation Gesellschaft konstruiert wird. Dass es sich um je historische Formationen handelt, tritt bei Kress und van Leeuwen allerdings dadurch in den Hintergrund, dass sie sich auf ›westliche‹ Gesellschaften der Gegenwart und der nahen Vergangenheit konzentrieren. »Reading Images«

9 Ich gehe von der zweiten, erweiterten Auflage aus. Eine dritte ist angekündigt, aber bis dato (Dezember 2014) nicht erschienen.

speist sich, um es noch genauer zu benennen, vielfach aus Beobachtungen zur Gesellschaft Australiens in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Manchmal braucht es aber doch Verweise auf die fernere Vergangenheit, um die Kontinuität einer abendländischen kulturellen Tradition zu behaupten. Wenn Kress und van Leeuwen die Bedeutung von links und rechts als Strukturmerkmale von Bildkomposition diskutieren, beginnen sie mit australischen Frauenzeitschriften, um danach ansatzlos in die Kunstgeschichte abzutau-chen. Sie vergleichen ein Relief aus dem 14. Jahrhundert mit Michelangelos »Erschaf-fung Adams« in der Sixtinischen Kapelle. Gemäß Kress und van Leeuwen zeigt die jewei-lige Platzierung von Mensch und Gott in der linken respektive rechten Position die Wende zu einem neuen Verständnis dieses Verhältnisses an (Kress/van Leeuwen 2006, S. 181 ff.). Man kann das als Bestätigung dessen nehmen, was wir immer schon über die Renaissance »wussten«. Ein Epochenbegriff ersetzt freilich nicht historische Kontextuali-sierung – entsprechend den von den Autoren selbst formulierten Anforderungen: Von welchen Akteuren, welchen sozialen Gruppen ist hier die Rede? Doch im nächsten Ab-satz des Buchs sind wir schon wieder ins späte 20. Jahrhundert zurückgekehrt, zu einer Werbung von Mercedes Benz.

Instruktiv ist es, die Semiotik von Kress und van Leeuwen mit der kognitiven Lingui-stik von George Lakoff zu vergleichen, die in ihrer Anwendung auf die soziale Welt Ähn-liches leistet. Auch sie erschließt z. B. die Multimodalität von Kommunikation, und aus den Überlegungen zur konzeptuellen Metapher kann man nützliche heuristische Instru-mente für die Analyse von visuellen und verbalen Texten gewinnen. George Lakoff und Mark Johnson (1999) haben sie jedoch mit einem Theoriegebäude ummantelt, das deut-lich mehr will. Ihre »philosophy in the flesh« erklärt Fragen der abendländischen Philo-sophiegeschichte für gelöst – und zwar namens empirisch aufgewiesener Befunde über das menschliche Erkennen als körperlichem Vorgang. Zwischen dem kognitionswissen-schaftlich formatierten Erklärungsanspruch, der aufs Ganze menschlicher Existenz geht, und der Ideologiekritik als Anwendung klafft eine Lücke, die man Geschichtlichkeit nen-nen kann. Die kognitive Linguistik ignoriert somit explizit die Historizität von Kommu-nikation in der Grundlegung ihres Theoriegebäudes, sie beseitigt historische Kontin-genz. Die soziale Semiotik hingegen bekennt sich zwar per definitionem zur sozialen Konstituierung semiotischer Ressourcen; und doch verflacht sie Geschichtlichkeit, in-dem sie die Spannung aus semiotischen Universalien und kulturspezifischen Bedeutun-gen immer wieder zugunsten einer uneingestandenem Anthropologisierung auflöst, z. B. als auf Kompositionsschemata aufgetragene Bedeutungen wie links/Given und rechts/New. In der Auseinandersetzung mit Saussures Dichotomie aus langue und parole ver-weisen Kress und van Leeuwen auf die Konstruiertheit jeder konkreten Ausformulierung von langue. Dem stellen sie »real people in real social contexts« gegenüber (Kress/van Leeuwen 2006, S. 10). Freilich ist auch das eine Abstraktion, und wird erst zur erkennt-nisfördernden Maxime, wenn sie als präzise Kontextualisierung,¹⁰ die stets wesentlich his-torisch ist, praktiziert wird.

10 Kontextualisierung ist keine glückliche Wortwahl, wie noch zu zeigen sein wird, aber der Einfach-heit halber sei sie einstweilen beibehalten.

Text und Kontext

Dem Verlangen der Kritischen Diskursanalyse nach ahistorisch gültigen Normen entspricht ihr Bedürfnis nach einem Reich der Zeichen, das zumindest so fest bleiben möge, dass es eine linguistische Analyse gestattet, die zugleich eine der Gesellschaft sein soll. Als Geschäftsgrundlage einer kritischen Linguistik erweist sich immer wieder, dass sie sprachliche Formen mit ihren politischen/historischen Bedeutungen identifiziert.

Peter Jones hat mit Bezug auf die Kommunikationstheorie von Roy Harris ausgeführt, warum es so etwas wie die Kritische Diskursanalyse gar nicht ernsthaft geben könne (Jones 2007). Er spielt zu diesem Zweck anhand verschiedener Beispiele durch, dass nur in einer jeweils genau umrissenen Situation und als Teil von Handlungen sprachlichen Äußerungen eine Botschaft entnommen werden kann: »Words do not produce or interpret themselves; people, engaged over some matter, are responsible for that« (ebd., S. 341). Das klingt nach einer unkontroversiellen Feststellung, auch und gerade für die Kritische Diskursanalyse. Innerhalb dieser Richtung wird van Leeuwens Zugang als »Social Actors Analysis« gehandelt. Er fasst jede Repräsentation, wie abstrakt auch immer, als Semiotisierung von Praktiken auf, und so ist es das Wesen von Diskursen soziales Handeln zu rekontextualisieren (van Leeuwen 2008, S. 5). Wie Akteure, Handlungen und deren Begleitumstände in Texten inszeniert werden, ist der Gegenstand einer feingliedrigen Analyse. Optisch manifestiert sie sich in den Baumstrukturen von Diagrammen, die eine Vielzahl von Möglichkeiten der semiotischen Transformation auffächern. Insofern Texte Handeln rekontextualisieren, ist es jedoch merkwürdig, dass die Analyse ihre Grenzen in den Grenzen des Texts findet. So kann man hier ins Treffen führen, was schon der strukturalistischen Semiotik eines Roland Barthes vorgeworfen wurde – der Versuch, Sinn als eine Relation von Zeichen dingfest zu machen, abgetrennt von der sozialen Welt, über die man aber auf diesem Weg etwas zu sagen haben möchte.¹¹ Obwohl van Leeuwen beansprucht, genau das Gegenteil zu tun, mithin Kommunikation als Teil sozialen Handelns in den Blick zu nehmen, sind die einzelne Situation wie der gesellschaftliche Horizont nicht mehr als ein blasser Rahmen. Eine Passage über den ersten Schultag aus der in Sidney erscheinenden Zeitung »Daily Mirror« wird seziert; doch jemandem, der seine Erfahrungen mit der Grundschule in einem anderen Land gemacht hat, müssen die vielen, im Ungefähr belassenen Beziehungen auffallen, die aus dem Text hinaus- und in ihn hineinführen, die zu kennen es aber überhaupt erst ermöglicht, eine Rekontextualisierung sozialen Handelns zu beobachten.

Die Kritische Diskursanalyse betrachte Diskurse als Teil sozialer Praktiken,¹² sie beziehe außersprachliche Faktoren wie Kultur, Gesellschaft und Ideologie in einer Weise ein, die dem Umstand Rechnung trage, dass alle Diskurse historisch und ohne ihre Kontexte nicht verständlich seien (Wodak/Meyer 2009, S. 20) – solche Ansprüche zu erhe-

11 Vgl. anhand der kulturwissenschaftlichen Beschäftigung mit Werbung, für die Barthes ein wichtiger Anreger war und ist McFall (2004).

12 »Any discursive ›event‹ (i.e. any instance of discourse) is seen as being simultaneously a piece of text, an instance of discursive practice, and an instance of social practice.« (Fairclough 2002, S. 4).

ben, gehört zum Repertoire. An diesem Punkt könnten aber die Behauptungen aus den Reihen der Kritischen Diskursanalyse den Einschätzungen ihrer KritikerInnen entgegengesetzter nicht sein. Ruth Breeze konstatiert in einem Artikel, der die wesentlichen Motive der bisherigen Kritik zusammenführt: »[Critical discourse analysts] are quick to assert that ideological meanings cannot be read off from textual features, and that textual analysis should be combined with analysis of production and consumption practices. Yet they provide little evidence of such practices« (Breeze 2011, S. 510). Das hat Folgen, so die unter anderem von Widdowson (1998) beanstandete Neigung, von Textfragmenten unvermittelt zu weitführenden Aussagen über die Gesellschaft zu springen. Vertreter der Konversationsanalyse werfen der Kritischen Diskursanalyse vor, die Interaktionen zwischen den Kommunizierenden zu vernachlässigen und stattdessen normative Vorgaben von außen in die Analyse hineinzutragen. Zwar siedeln sich beide, Kritische Diskursanalyse und Konversationsanalyse, am Übergang des linguistischen Felds zu den Sozialwissenschaften an, doch letztere Forschungsrichtung ist markant skeptischer gegenüber Abstraktionen und generalisierenden Aussagen über das Soziale (ten Have 2007, S. 57 f.; Schegloff 1997; Wooffitt 2005). Auch Jef Verschueren (2001) macht die Vernachlässigung des Beziehungsgeflechts jenseits des Texts für Zirkelschlüsse verantwortlich – und für Ergebnisse, die am Offensichtlichen hängen bleiben. Für eine Kritische Diskursanalyse schwer zu verdauen ist zudem der Vorwurf, dass sie soziale Beziehungen pauschalisierend behandle, von stereotypen Konfigurationen statt empirischer Beobachtung ausgehe (Breeze 2011, S. 515). Breeze schließt: »Many of the problems with CDA arise out of the centrality accorded to text in the CDA tradition: Even though CDA researchers claim to interpret society through text, they usually end up simply interpreting text« (ebd., S. 516).

Die Kritik an der Kritischen Diskursanalyse konvergiert immer wieder in der Feststellung, dass sie Verknüpfungen von Text und Kontext nur in methodisch ungenügender Weise herstelle. Je nach Warte der Kritik ist damit allerdings Unterschiedliches gemeint und werden andere Konsequenzen gefordert. Gut integrieren ließen sich für die Kritische Diskursanalyse korpuslinguistische Forderungen nach größeren Textmengen als Analysebasis, auch wenn sie die Ausgangslage für haltbare Beobachtungen nur insoweit verbessern, als diese auf formale Charakteristika des Texts zielen. Schwieriger machen es der Kritischen Diskursanalyse kontextualistische Positionen unterschiedlichen Zuschnitts.

Mit dem schon erwähnten Kommunikationstheoretiker Roy Harris kann man argumentieren: Solange die Bedeutung aus festgefühten semiotischen Codes abgeleitet, mithin der Sprung von der Form zum Inhalt getan werden soll, bewegt sich das Denken weiterhin im Rahmen einer wissenschaftlichen Orthodoxie, die an einem »Mythos der Sprache« (Harris 1981) festhält.¹³ Aus dieser Perspektive stellt sich noch die soziale Semiotik von Kress und van Leeuwen als abgeschwächte Variante einer segregationistischen Betrachtung von Sprache dar, die zu Unrecht die Zeichen und ihre Verwendung separiert

13 Zur Kontingenz von Sprache vgl. Rorty (1989, S. 3 ff.), mit Bezug auf Donald Davidson und dessen Konzept der radikalen Interpretation, das Sprache aus dem Sprechen in der Kommunikationssituation ableitet. Rüdiger Graf (2006) bringt Davidsons Sprachtheorie als Ausgangspunkt für einen Diskursbegriff ins Spiel, der Akteure besser in die historische Diskursanalyse integrieren soll; zu Davidson auch Bertram et al. (2008, S. 243 ff.).

(Harris 1996, S. 146 ff.). Der schwache Segregationismus kippt vorhersehbar in einen starken, wenn er sich systematisch und wissenschaftlich geben will, ohne sich von der Dichotomie aus Text (als dem Behälter für die jeweils als untersuchungsrelevant beurteilten Zeichen) und Kontext zu lösen; oder aber die Semiotik schiebt, wie das Roland Barthes in seinen Vignetten der »Mythologies« getan hat, ihre Theorie zugunsten einer dieser nicht verpflichteten essayistischen Praxis beiseite (Barthes 1996). Die Qualität der kurzen Texte beruht auf einer aufmerksamen Zeitgenossenschaft. Ihre theoretischen Implikationen sind zu einem wesentlichen Teil nicht semiologische, sondern historische – oder wenn man so will: kontextualistische; anders als es das Kapitel zum Mythos suggeriert, das Barthes seinen Glossen zu Pommes Frites, der Citroen DS oder dem »Gesicht der Garbo« gegenüberstellt.

(Historische) Diskursanalyse dezentriert

Bruno Latour spottet über die »Soziologen des Sozialen«, zu denen man getrost auch die Kritischen DiskursanalytikerInnen zählen darf:

»Wenn sie die Worte ›Gesellschaft‹, ›Macht‹, ›Struktur‹ oder ›Kontext‹ aussprechen, machen sie oft einen gewaltigen Sprung: Sie verbinden riesige Lebens- und Geschichtsbereiche miteinander, mobilisieren gewaltige Kräfte und entdecken in den jeweils untersuchten Fällen typische Beispiele für verborgene Strukturen.« (Latour 2010, S. 43)

Zwei Lösungen, die eine weniger radikal als die andere, sind denkbar: die präzisere Erfassung des Kontexts oder überhaupt die Auflösung dieser Dichotomie, womit der Text von seinem Thron gestoßen wird. Erst letzteres aber erlaubt es einer Analyse semiotischer Artefakte die soziale Welt in ihrer Geschichtlichkeit zu erfassen. Wenden wir uns der Geschichtswissenschaft zu: Wie gut ist die hier angesiedelte historische Diskursanalyse darin, Historizität zu denken und methodologisch zu operationalisieren? Besser als die kritische Linguistik, aber vielleicht nicht so gut, wie sie es sein möchte, was daran liegt, dass auch sie sich an einer Dichotomie von Text und Kontext orientiert.

Als sich in den 1990er Jahren Protagonisten des sozialgeschichtlichen Paradigmas über die damals neuen Kulturwissenschaften empörten, war das Derrida-Zitat, dass es nichts außerhalb des Textes gebe, ein Stein des Anstoßes (Landwehr 2010b, S. 12).¹⁴ Nichts einfacher als damit auch der historischen Diskursanalyse Weltvergessenheit vorzuhalten (Landwehr 2004, S. 109). Jene, die diskursanalytisch Geschichte schreiben wollten, mussten sich also verteidigen und erklären, dass sie keineswegs gedachten, den sozialen oder gesellschaftlichen Kontext außer Acht zu lassen. Noch in seiner im Jahre 2008 erschienenen Einführung in die historische Diskursanalyse betont Achim Landwehr die

14 Für eine kritische Würdigung des Derrida'schen Textualismus aus geschichtstheoretischer Perspektive vgl. Lorenz (1997, S. 163–170).

Relevanz der Kontextanalyse und hebt in wiederkehrenden Schleifen hervor, dass dies ja im Grunde müßig, weil selbstverständlich sei (Landwehr 2008, S. 105 ff.). Das ist es aber offenbar doch nicht – nur wegen des mittlerweile bereits historisch zu nennenden Unwillens, den etwa Hans-Ulrich Wehler, der Doyen der Bielefelder Sozialgeschichte, gegen die Kulturwissenschaften richtete? Reicht die Diskursanalyse, so sie richtig betrieben wird, über einen »Textualismus« (Reckwitz 2002, S. 255) hinaus, der das Soziale mit Texten, Zeichen, Symbolen und Kommunikation in eins setzt?

Wesentlich ist es gemäß Landwehrs Ausführungen zur Kontextanalyse, »eine wie auch immer geartete Hierarchie zwischen Text oder Material auf der einen Seite und Kontext auf der anderen Seite zu vermeiden, denn es geht der historischen Diskursanalyse unter anderem darum, die Wechselwirkungen zwischen beiden Bereichen zu eruieren« (Landwehr 2008, S. 105). Eine »wie auch immer geartete« Gleichrangigkeit – das wäre die geglückte Vermeidung von Hierarchie – kann aber nicht erreicht werden, denn die binäre Opposition ist asymmetrisch: Das merkmalthaltige Glied ist der Text, der über eine Frage und ein dadurch bezeichnetes Thema konstituiert wird, alles Übrige der Kontext. Der solcherart verstandene Text ist nur in Artefakten greifbar, die Textualität¹⁵ (Kohärenz, Konsistenz, Informativität etc.) aufweisen. Texte mögen andere Modi der Kommunikation umgreifen als den bloß sprachlichen, obwohl es zunächst vor allem um diesen ging, sie sind aber das »Material«, auf das sich der methodologische Aufwand konzentriert. Es wird textanalytisch bearbeitet, um jene Aussagen herauszupräparieren, die den Diskurs formen. Für den Kontext besitzt die Diskursanalyse keine ihr spezifischen Verfahren, es sei denn, man geht davon aus, dass auch die Kontexte – Landwehr unterscheidet situative, institutionelle, mediale und historische – diskursiv sind. In der Tat konstituiert sich die Diskursanalyse über eine Perspektivierung, die in allen menschlichen Beziehungen das Diskursive wahrnimmt: »Diskurs ist nicht alles, aber Diskurs ist überall« (Landwehr 2010a, S. 383). Die Diskursanalyse kann daher, soweit sie Diskursanalyse und nicht etwas anderes zusätzlich ist, nicht über Diskurse hinausgreifen: Die Grenzen ihrer Welt sind die des Diskursiven. Das scheint mir dann doch textualistisch zu sein.

Foucault (1981) hat bekanntlich vorgeschlagen, Texte als Monumente und nicht als Dokumente zu behandeln. Wir sollen nicht auf die grundsätzliche Verstehbarkeit jeglichen Produkts menschlicher Kultur bauen, wie es die Hermeneutik macht, sondern die Artefakte aus einer Perspektive kühler Distanziertheit betrachten – jener des Anatoms, der sich mit dem Sezierbesteck am Leichnam seiner Wahl zu schaffen macht (Sarasin 2006a, S. 68; 2006b, S. 126 f.). Die antihermeneutische Wende hat ihren Preis in einer Reifizierung von Geschichte – nichts bewegt sich mehr außer der fröhliche Positivist rund um ihren toten Körper. In der Geschichtswissenschaft hofft man vor allem darauf, dass ein weiteres, späteres Erzeugnis aus dem Hause Foucault, die Genealogie, durch ihre Thematisierung von Macht die Analyse dynamisiert und ihre zeitliche Dimension ins Licht rückt. Sobald man aber das Erbe der Archäologie antritt und jene methodologischen Konkretisierungen vornehmen muss, deren sich Foucault entschlägt, bekommt

15 Wie sie de Beaugrande und Dessler (1981) bestimmt haben.

man es mit Texten als erstarrten Untersuchungsobjekten zu tun, die darin den Zeichen des sprachwissenschaftlichen Strukturalismus gleichen. Was zu erfahren ist, erfährt man durch sie, und es wird schwierig, ein Außen zu denken oder es gar in ein dynamisches Verhältnis zu dem seinerseits feststehenden Code zu bringen. Man laboriert dann an einem Problem, das Roy Harris für die abendländische Sprachtheorie beschreibt. Die Zeichen werden in einen Kontext eingefügt, der stabil, ein Setting ist und den Zeichen so indifferent gegenübersteht wie umgekehrt:

»The context is like a container, which may be necessary to hold, store, or transport something else. But it exists independently of, and does not in any way affect, whatever is contained in it. The relationship is rather like that of a bucket to water, or a display case to the exhibit displayed.« (Harris 1996, S. 156)

Nun kann man zwar die Textualität alles Sozialen argumentieren, insofern der menschliche Verstand auf keine externe Wirklichkeit zugreifen kann, ohne sie semiotisch zu vermitteln. Aus diesem Blickwinkel verschwindet das Problem des Verhältnisses von Text und Kontext. HistorikerInnen bewegen sich in ihrer Arbeit aber nicht auf einer solchen erkenntnistheoretischen Ebene. Sie müssen ein engeres Textverständnis ansetzen, das auf Artefakte der Kommunikation zielt, auf deren verbale, visuelle, akustische, gestische Modi, und sie müssen zugleich wissen, dass sie damit nicht alles erfassen, was Geschichte ausmacht und vorantreibt. Um Texte systematisch als Teil eines je konkreten ›Mehr‹ zu untersuchen, haben HistorikerInnen eine weitere der vielen Begriffsschöpfungen Foucaults aufgegriffen:¹⁶ das Dispositiv als ein heterogenes Ensemble von Texten, Dingen, Institutionen, Akteuren und Praktiken (Bühmann/Schneider 2008; Schauz 2010). Landwehr hat gegen die Notwendigkeit dieses Begriffs argumentiert und zieht es vor, unverbindlicher von einem »Gefüge« (2010b, S. 21 f.) zu sprechen. Das Dispositiv ergänze nichts, was zu leisten die Diskursanalyse nicht auch ohne dieses Konzept in der Lage wäre (2010a, S. 379). Jedoch birgt das Dispositiv als Leitbegriff das Potential, den Fokus auf den Diskurs als Struktur von Textoberflächen aufzuheben und stattdessen die Texte als ein Element in einem weiteren, nicht nur diskursiven Zusammenhang zu positionieren – sodass eben nicht mehr Textanalyse und Kontextanalyse nebeneinander stehen, sondern es möglich wird, die Interaktion zwischen verschiedenen Elementen zu zeigen – Dynamik statt einer Reihe von synchron strukturierten Schichten. Noch besser als mit Foucault lässt sich ein Aggiornamento der Diskursanalyse an neue Forschungsbedürfnisse mit Bruno Latours Überlegungen zu Aktanten-Netzwerken argumentieren.¹⁷

Latour empfiehlt, die ›Autobahn der Analyse‹ zu verlassen, obwohl die großen Schilder »Kontext 15 km, nächste Ausfahrt« verheißungsvoll klingen. Ihr Versprechen lösen sie aber nicht ein – die Straße löst sich im Nichts auf (Latour 2010, S. 289). In einer an Latour orientierten Minimalvariante hieße das, statt Kontexte als Wühlkisten des So-

16 Innerhalb der Kritischen Diskursanalyse tut das auch Siegfried Jäger (Jäger/Maier 2009). Vergleiche dazu Bühmann/Schneider (2008, S. 56–60).

17 Für eine Verbindung beider Perspektiven tritt u. a. van Dyk (2013) ein.

zianen anzunehmen, vom Text aus möglichst konkret bestimmte Verknüpfungen zu suchen, die entlang von wirtschaftlichen, politischen, kulturellen Dimensionen aufzufächern nur provisorische Hilfskonstruktion ist, nicht bereits als Erklärung zufriedenstellt. Konsequenter aber ist eine Dezentrierung des Texts, die sich damit von der Dichotomie aus Text und Kontext löst. Das entspricht dem Vorschlag der Actor-Network-Theory, Kollektive von Aktanten zu untersuchen. Darunter sind alle Elemente, Lebewesen ebenso wie Dinge, zu verstehen, die Handlungspotential oder -fähigkeit besitzen. Sie verhalten sich zueinander selten als Zwischenglied, das einen Impuls ohne wesentliche Reibungsverluste und Modifikationen überträgt, sondern meist als Mittler, der verändert, was er transportieren soll. Texte als Artefakte der Kommunikation gehören unvermeidlich in letztere Kategorie, und treten zusammen mit vielen anderen Elementen in je lokale Interaktionen (Latour 2010, S. 66 ff.). Auch der Zugriff auf die Aktanten soll sich von der »kritischen Soziologie« unterscheiden. »Follow the actors«, lautet bekanntlich die Maxime, die Latour für den Umgang mit Akteuren (und Aktanten) ausgibt. Mithin hat es der Analytiker den Akteuren zu überlassen, das Soziale zu definieren, anstatt die Klugheit der Draufsicht behaupten zu wollen. Er soll den Feldherrnhügel verlassen und sich ins Getümmel stürzen – freilich nicht in kriegerischer Absicht, propagiert Latour doch den Respekt gegenüber allen Aktanten (Latour 2001). Die von Latour selbst wahrgenommenen Überschneidungen seines Denkens mit der Ethnomethodologie von Harold Garfinkel sind ebenso offensichtlich, wie eine Nähe zu der von Roy Harris geforderten integrationsistischen Perspektive auf Kommunikation.

Allerdings überzeugt die von Harris entfaltete Position wie jeder Nominalismus vor allem dort, wo er sein Zerstörungswerk an den unter Beschuss genommenen Allgemeinbegriffen anrichten kann. Die Linguistik als Disziplin hat sich mit Harris daher schwer getan (Wolf/Love 1997; Hutton 2011). Dem dominanten Segregationismus hält er seinen Vorschlag eines Integrationismus entgegen, der methodologisch aber unbestimmt bleibt. Bei aller Unzufriedenheit mit der kritischen Linguistik darf man daher nicht übersehen, dass sie dort, wo sie sich zur Rekonstruktion einer multimodalen Semiosis erweitert, das Ziel anpeilt, das Harris nur abstrakt formuliert. Kress versucht in den letzten Jahren zunehmend, die Vorstellung einer festgefühten Grammatik aufzugeben und stattdessen situationsbezogene semiotische Ressourcen anzusetzen (Kress 2010).

Wie kann eine historische Forschung aussehen, die den Anforderungen Latours entspricht, das Soziale flach zu halten und die sich damit der einfachen Ordnungssysteme zugunsten einer eingestanden Unübersichtlichkeit beraubt? Der erste Schritt in Richtung einer Operationalisierung ist die Entscheidung für eine Leitmetapher, mit der sich das Untersuchungsdesign und die Formatierung des Forschungsberichts bildhaft und somit konkret denken lässt. Latour bietet die Leitmetapher des Aktantennetzwerks an. Gegenüber der Vorstellung eines Texts, um den sich in immer größeren Kreisen immer fernere Kontexte anordnen, hat das den entscheidenden Vorteil, dass nicht durch die Logik der Geometrie ein Zentrum vorgegeben und eine Hierarchie errichtet ist. Wie das Bild des Kreises ist das des Netzwerks jedoch ein räumliches und suggeriert somit eine synchrone, wenn auch prinzipiell offene Struktur. Das mag der Soziologie angemessen sein, Geschichte ist aber per definitionem eine diachrone Anordnung und historisches Wissen

narrativ. HistorikerInnen müssen sich ein Urteil bilden, insofern könnte man an eine Gerichtsverhandlung denken, bei der nacheinander Zeugen und Dinge aufgerufen werden, die jeweils das Geschehen aus ihrer Perspektive zu beleuchten angeben. Nicht alle Aktanten in diesem Prozess haben gleich viel beizutragen und manches erweist sich als irrelevant. Statt aber die Multiperspektivität von heterogenen Aktanten in einem linearen Narrativ aufzuheben, wäre diese Struktur in den Forschungsbericht zu übernehmen – eine komplexe narrative Strategie, für die aber weniger Behördenakten als die Literatur anregende Vorbilder liefert. An ihnen kann man sich orientieren, ohne ihnen gleichkommen zu müssen: So hat Gabriel García Márquez in der »Chronik eines angekündigten Todes« die Ereigniskette, die in einem Mord kulminiert, aus immer wieder anderen, einander teils ergänzenden, teils widersprechenden Blickwinkeln erzählt. Manche Undeutlichkeiten und Diskrepanzen löst er bis zum Schluss nicht auf. Von einem solchen Aufbau inspiriert, ließe man also entlang der Leitfrage die Aktanten überlappend sprechen, ob sie nun menschliche Akteure, Artefakte der Kommunikation, Dinge, Ding-Kollektive oder institutionelle Gefüge sind.

Wenn ich hier deklariert zu Metaphern Zuflucht nehme, wird das vielleicht Unbehagen erzeugen, und die lose Anlehnung an die Actor-Network-Theory wirkt dem wohl nicht entgegen. Die kritischen WissenschaftlerInnen, die Latour mit Hohn überzog, wussten ja sich zu wehren und vermuteten (ein weiteres Mal) die Konterrevolution gegen die Moderne als Liquidation aller Aussicht auf Emanzipation (Schaffer 1991; Bloor 1999). So hat Latour den Verdacht auf sich gezogen, er betreibe eine Rückverzauberung der Welt. Die Geste des Bruchs mit dem Gegenstand der Beobachtung kultiviert Latour in der Tat nicht. Es handelt sich insofern mehr um eine Hermeneutik denn eine Analyse des Sozialen.

Das ist vermutlich in der Geschichtsforschung von größerer Brisanz als in den sozialwissenschaftlichen Disziplinen,¹⁸ denn sie konstituierte sich im Historismus des 19. Jahrhunderts als hermeneutische Wissenschaft. Hinsichtlich des für ihre Forschungspraxis so zentralen Umgehens mit Texten blieb das ›Verstehen‹ die Standardausstattung von HistorikerInnen. Insofern hatte die antihermeneutische Wendung der Diskursanalyse den Potential eines Weckrufs für HistorikerInnen.¹⁹ Kann man also, angeregt von der Actor-Network-Theory, überhaupt eine Forschung betreiben, die sich historische Diskursanalyse nennen darf, zumal wenn die Position des Texts so sehr relativiert wird? Als Antwort sei dann doch Gelassenheit empfohlen – mit einer Portion von zum Aphorismus verkitschten Bildungsgut: »What's in a name? That which we call a rose/By any other name would smell as sweet«.

18 So sieht Reiner Keller (2007) in der Vereinbarkeit von Hermeneutik und Diskursanalyse nicht nur kein Problem, sondern betrachtet erstere als unhintergehbare Basis der letzteren.

19 Ihre Spitze wurde freilich dadurch abgefangen, dass inzwischen die vage an Foucault angelehnte Rede von Diskursen und Diskursanalyse vielfach das ›Verstehen‹ als Freibrief für den Verzicht auf methodische Reflexion ersetzt hat.

Literatur

- Barthes, R. (1996): *Mythen des Alltags*. Sonderausgabe. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bertram, G. W./Seel, M./Liptow, J./Lauer, D. (2008): In der Welt der Sprache. Konsequenzen des semantischen Holismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bloor, D. (1999): Anti-Latour. In: *Studies in the History and Philosophy of Science* 30(1), S. 81–112.
- Bluhm, C. et al. (2000): Linguistische Diskursanalyse: Überblick, Probleme, Perspektiven. In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 88, S. 3–19.
- Blumer, H./Bude, H. (2013): *Symbolischer Interaktionismus: Aufsätze zu einer Wissenschaft der Interpretation*. Berlin: Suhrkamp.
- Boer, K. d./Sonderegger, R. (Hrsg.) (2012): *Conceptions of Critique in Modern and Contemporary Philosophy*. Basingstoke: Palgrave MacMillan.
- Breeze, R. (2011): Critical Discourse Analysis and its Critics. In: *Pragmatics* 21(4), S. 493–525.
- Bühmann, A./Schneider, W. (2008): *Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse*. Bielefeld: transcript.
- Busse, D. (2005): Sprachwissenschaft als Sozialwissenschaft? In: Busse, D./Niehr, T./Wengeler, M. (Hrsg.): *Brisante Semantik. Neuere Konzepte und Forschungsergebnisse einer kulturwissenschaftlichen Linguistik*. Tübingen: Niemeyer, S. 21–43.
- Cooke, M. (2006): *Re-presenting the Good Society*. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Crary, A./Read, R. J. (Hrsg.) (2000): *The New Wittgenstein*. London und New York: Routledge.
- Chilton, P. (2005): Missing Links in Mainstream CDA. Modules, Blends and the Critical Instinct. In: Wodak, R./Chilton, P. (Hrsg.): *A New Agenda in (Critical) Discourse Analysis: Theory, Methodology and Interdisciplinarity*. Amsterdam: Benjamins, S. 19–51.
- de Beaugrande, R.-A./Dressler, W. U. (1981): *Einführung in die Textlinguistik*. Tübingen: Niemeyer.
- Fairclough, N. (2002): *Discourse and Social Change*. Cambridge: Polity Press.
- Fauconnier, G./Turner, M. (2003): *The Way We think. Conceptual Blending and the Mind's Hidden Complexities*. New York, NY: BasicBooks.
- Forchtner, B. (2011): Critique, the Discourse-Historical Approach, and the Frankfurt School. In: *Critical Discourse Studies* 8(1), S. 1–14.
- Foucault, M. (1981): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fowler, R./Hodge, B./Kress, G./Trew, T. (1979): *Language and Control*. London und Boston: Routledge und K. Paul.
- Graf, R. (2006): Diskursanalyse und radikale Interpretation. Davidsonianische Überlegungen zu Grenzen und Transformationen historischer Diskurse. In: Eder, F. X. (Hrsg.): *Historische Diskursanalyse. Genealogie, Theorie, Anwendungen*. Wiesbaden: VS, S. 71–89.
- Habermas, J. (1983): Die Verschlingung von Mythos und Aufklärung. Bemerkungen zur Dialektik der Aufklärung – nach einer erneuten Lektüre. In: Bohrer, K. H. (Hrsg.): *Mythos und Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Halliday, M. A. K./Kress, G. R. (1976): *Halliday: System and Function in Language: Selected Papers*. London: Oxford University Press.
- Harris, R. (1981): *The Language Myth*. New York: St. Martin's Press.
- Harris, R. (1996): *Signs, Language and Communication: Integrational and Segregational Approaches*. London: Routledge.
- Hoffmann, A. (2005): *Zufall und Kontingenz in der Geschichtstheorie. Mit zwei Studien zu Theorie und Praxis der Sozialgeschichte*. Frankfurt am Main: Klostermann.
- Holzinger, M. (2007): *Kontingenz in der Gegenwartsgesellschaft: Dimensionen eines Leitbegriffs moderner Sozialtheorie*. Bielefeld: transcript.
- Honneth, A. (Hrsg.) (1993): *Kommunitarismus: eine Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Campus.

- Horkheimer, M./Adorno, T. W. (1944\1992): *Dialektik der Aufklärung: philosophische Fragmente*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Hutton, C. (2011): *The politics of the Language Myth: Reflections on the Writings of Roy Harris*. In: *Language Sciences* 33(4), S. 503–510.
- Jäger, S. (2004): *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung*. 4. Auflage. Münster: UNRAST-Verlag.
- Jäger, S./Maier, F. (2009): *Theoretical and Methodological Aspects of Foucauldian Critical Discourse Analysis and Dispositive Analysis*. In: Wodak, R./Meyer, M. (Hrsg.): *Methods of Critical Discourse Analysis*. 2. Auflage. Los Angeles: Sage, S. 34–61.
- Jones, P. E. (2007): *Why There is no Such Thing as »Critical Discourse Analysis«*. In: *Language & Communication* 27(4), S. 337–368.
- Keller, R. (2007): *Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen*. 3. Auflage. Wiesbaden: VS.
- Koller, V. (2005a): *Critical Discourse Analysis and Social Cognition: Evidence from Business Media Discourse*. In: *Discourse & Society* 16(2), S. 199–224.
- Koller, V. (2005b): *Designing Cognition: Visual Metaphor as a Design Feature in Business Magazines*. In: *Information Design Journal & Document Design* 13(2), S. 136–150.
- Koopman, C. (2013): *Genealogy as Critique: Foucault and the Problems of Modernity*. Bloomington: Indiana University Press.
- Koopman, C. (2011): *Genealogical Pragmatism: How History Matters for Foucault and Dewey*. In: *Journal of the Philosophy of History* 5, S. 533–561.
- Kress, G. (2001): *From Saussure to Critical Sociolinguistics: the Turn Towards a Social View of Language*. In: Wetherell, M./Taylor, S./Yates, S. (Hrsg.): *Discourse Theory and Practice*. London: Sage, S. 29–38.
- Kress, G./van Leeuwen, T. (2006): *Reading Images: The Grammar of Visual Design*. 2. Auflage. London: Routledge.
- Kress, G./van Leeuwen, T. (1990): *Reading Images*. Geelong: Deakin University Press.
- Kress, G. R. (2010): *Multimodality: a Social Semiotic Approach to Contemporary Communication*. London: Routledge.
- Kress, G. R./Hodge, B. (1979): *Language as Ideology*. London und Boston: Routledge und Kegan Paul.
- Lakoff, G./Johnson, M. (1999): *Philosophy in the Flesh: the Embodied Mind and its Challenge to Western Thought*. New York: Basic Books.
- Lakoff, G./Johnson, M. (1980\2003): *Metaphors We Live by*. Chicago: University of Chicago Press.
- Landwehr, A. (2004): *Geschichte des Sagbaren. Einführung in die historische Diskursanalyse*. Tübingen: Ed. diskord.
- Landwehr, A. (2008): *Historische Diskursanalyse*. Frankfurt am Main: Campus.
- Landwehr, A. (2010a): *Abschließende Betrachtungen: Kreuzungen, Wiederholungen, Irritationen, Konflikte*. In: ders. (Hrsg.): *Diskursiver Wandel*. Wiesbaden: VS, S. 377–384.
- Landwehr, A. (2010b): *Diskurs und Wandel. Wege der Historischen Diskursforschung*. In: ders. (Hrsg.): *Diskursiver Wandel*. Wiesbaden: VS, S. 11–28.
- Landwehr, A. (2012): *Die Kunst, sich nicht allzu sicher zu sein: Möglichkeiten kritischer Geschichtsschreibung*. In: *Werkstattgeschichte* 61, S. 7–14.
- Latour, B. (2001): *Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Latour, B. (2010): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lorenz, C. (1997): *Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie*. Köln, Weimar und Wien: Böhlau.
- MacIntyre, A. C. (1995): *Der Verlust der Tugend. Zur moralischen Krise der Gegenwart*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- McFall, E. R. (2004): *Advertising: a Cultural Economy*. London: Sage.

- Nagl-Docekal, H.-U. (1996): Ist Geschichtsphilosophie heute noch möglich? In: Nagl-Docekal, H.-U. (Hrsg.): Der Sinn des Historischen: geschichtsphilosophische Debatten. Frankfurt am Main: Fischer, S. 7–63.
- Reckwitz, A. (2002): Toward a Theory of Social Practices: A Development in Culturalist Theorizing. In: *European Journal of Social Theory* 5(2), S. 243–263.
- Reisigl, M./Warnke, I. (2013): Diskurslinguistik im Spannungsfeld von Deskription, Präskription und Kritik. Eine Einleitung. (Hrsg.): Diskurslinguistik im Spannungsfeld von Deskription und Kritik. Berlin: Akademie Verlag, S. 7–35.
- Rogers, R. (2004): Interview with Gunther Kress. In: Companion Website to R. Rogers (Ed.): An Introduction to Critical Discourse Analysis in Education (second edition). www.cw.routledge.com/textbooks/9780415874298/data/Kress_Interview.pdf (Abruf 7.8.2013).
- Rorty, R. (1979): *Philosophy and the Mirror of Nature*. Princeton: Princeton University Press.
- Rorty, R. (1988): *Solidarität oder Objektivität? drei philosophische Essays*. Stuttgart: Reclam.
- Rorty, R. (1989): *Contingency, Irony, and Solidarity*. Cambridge und New York: Cambridge University Press.
- Sandel, M. J. (1982): *Liberalism and the Limits of Justice*. Cambridge und New York: Cambridge University Press.
- Sarasin, P. (2003): *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sarasin, P. (2006a): *Michel Foucault zur Einführung*. 2., überarbeitete Auflage. Hamburg: Junius.
- Sarasin, P. (2006b): Une analyse structurale du signifié. Zur Genealogie der Foucault'schen Diskursanalyse. In: Eder, F. X. (Hrsg.): *Historische Diskursanalysen. Genealogie, Theorie, Anwendungen*. Wiesbaden: VS, S. 115–130.
- Schaffer, S. (1991): The Eighteenth Brumaire of Bruno Latour. In: *Studies in History and Philosophy of Science* 21(1), S. 145–171.
- Schauz, D. (2010): Diskursiver Wandel am Beispiel der Disziplinarmacht. Geschichtstheoretische Implikationen der Dispositivanalyse. In: Landwehr, A. (Hrsg.): *Diskursiver Wandel*. Wiesbaden: VS, S. 89–111.
- Schegloff, E. (1997): Whose Text? Whose Context? In: *Discourse & Society* 8, S. 165–187.
- Schrage, D. (2009): *Die Verfügbarkeit der Dinge: eine historische Soziologie des Konsums*. Frankfurt am Main: Campus.
- ten Have, P. (2007): *Doing Conversation Analysis*. 2. Auflage. Los Angeles: Sage.
- Titscher, S./Wodak, R./Meyer, M./Vetter, E. (Hrsg.) (1998): *Methoden der Textanalyse. Leitfaden und Überblick*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- van Dyk, S. (2013): Was die Welt zusammenhält. Das Dispositiv als Assoziation und performative Handlungsmacht. In: *Zeitschrift für Diskursforschung* 1(1), S. 46–66.
- van Leeuwen, T. (2005): *Introducing Social Semiotics*. London: Routledge.
- van Leeuwen, T. (2008): *Discourse and Practice: New Tools for Critical Analysis*. New York: Oxford University Press.
- Verschueren, J. (2001): Predicaments of Criticism. In: *Critique of Anthropology* 21(1), S. 59–81.
- Wengeler, M./Ziem, A. (2010): »Wirtschaftskrisen« im Wandel der Zeit. In: Landwehr, A. (Hrsg.): *Diskursiver Wandel*. Wiesbaden: VS, S. 335–354.
- Widdowson, H. G. (1998): Review Article: The Theory and Practice of Critical Discourse Analysis. In: *Applied Linguistics* 19(1), S. 136–151.
- Widdowson, H. G. (2004): *Text, Context, Pretext: Critical Issues in Discourse Analysis*. Malden: Blackwell.
- Wildgen, W. (2010): *Die Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts. Versuch einer Bilanz*. Berlin: De Gruyter.
- Wodak, R. (1996): *Disorders of Discourse*. London: Longman.
- Wodak, R./Meyer, M. (2009): *Critical Discourse Analysis: History, Agenda, Theory, and Methodology*. In: dies. (Hrsg.): *Methods of Critical Discourse Analysis*. 2. Auflage. Los Angeles: Sage, S. 1–33.

- Wodak, R./Reisigl, M. (2009): The Discourse-Historical Approach (DHA). In: Wodak, R./Meyer, M. (Hrsg.): *Methods of Critical Discourse Analysis*. 2. Auflage. Los Angeles: Sage, S. 87–121.
- Wolf, G./Love, N. (Hrsg.) (1997): *Linguistics Inside Out: Roy Harris and His Critics*. Amsterdam und Philadelphia: J. Benjamins.
- Wooffitt, R. (2005): *Conversation Analysis and Discourse Analysis: a Comparative and Critical Introduction*. London: Sage.

Anschrift:

Dr. Oliver Kühschelm
Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte
Universität Wien
Universitätsring 1
A-1010 Wien
oliver.kuehschelm@univie.ac.at

Post-Foundational Discourse Analysis and the Impasses of Critical Inquiry

Zusammenfassung: Die aus den Arbeiten von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe hervorgehende postmarxistische Diskurstheorie und -analyse (hier: *post-foundational discourse analysis*) basiert auf der Annahme, dass die Sinnhaftigkeit der Erkenntnisgegenstände allein aus ihrer diskursiven Konstruktion entspringen kann. Die Hyperdiskursivität der sinnhaften Wirklichkeit bedeutet aber zugleich, dass Kritik nicht mehr von einem privilegierten und an sich nicht-diskursiven Standpunkt aus ausgeübt werden kann. Die Praxis der Kritik gerät dabei wegen ihrer eigenen Diskursivität in eine Sackgasse und wird selbst zu einem möglichen Gegenstand der Kritik. Der Artikel verfolgt das Ziel, das kritische Potential der postmarxistischen Diskursanalyse vor dem Hintergrund ihrer eigenen ontologischen und epistemologischen Prämissen kritisch zu beleuchten. Es wird herausgestellt, dass das von den Vertretern der Postmarxistischen Diskurstheorie unterstützte Projekt der radikalen Demokratie, in deren Namen sie normative Kritik praktizieren und rechtfertigen, ihren eigenen ontologischen und epistemologischen Prämissen widerspricht. Die für die Praxis der Kritik erforderliche epistemologische Autorität kann die postmarxistische Diskursanalyse nur dann konsistent für sich beanspruchen, wenn die Entlarvung diskursiver Kontingenz – auch ihrer eigenen – ausnahmslos praktiziert wird.

Schlagwörter: Postmarxistische Diskurstheorie – Praxis der Kritik – epistemologischer Relativismus – normative Kritik – entlarvende Kritik – radikale Demokratie

Summary: Post-foundational discourse analysis (PDA), originating from the works of Ernesto Laclau and Chantal Mouffe, is based upon the assumption that the social meaningfulness of objects depends on their signification within a discourse. The hyperdiscursivity of any meaningful social reality implies at the same time that the practice of critique cannot be uttered from a non-discursive and epistemologically privileged standpoint. At this point, the practice of critique reaches an impasse because its own discursively contingent nature turns itself into a possible target of critique. This article elucidates the remaining critical potential of PDA against the background of its own ontological and epistemological premises. A key finding is that the political project of radical democracy, which the protagonists of PDA have promoted in the past, and which has justified and provided direction for their practices of normative critique, actually contradicts their own ontological and epistemological premises: PDA equips us with the epistemological authority required for the practice of critique only if the unmasking of discursively contingent constructions of reality includes the critique's own discursivity.

Key Words: Post-foundational Discourse Analysis (PDA) – Practice of Critique – Epistemological Relativism – Normative Critique – Unmasking Critique – Radical Democracy

1. Introduction

The recent ›discursive‹ turn in social and human sciences has not passed without leaving its mark upon our capacity to submit our research objects to critical inquiry¹. Discourse theories based upon the works of Michel Foucault and Ernesto Laclau have not only declared that social subjects' conceptions of the world reflect their discourse-constituting epistemic horizons, but also rejected the possibility of discourses reflecting any exo- or extra-discursive character or constitution of the world (cf. Foucault 1991; Laclau/Mouffe 1990). The discursive constitution of any socially meaningful practice means that not only social, political, religious, and cultural practices, but also scientific practices, such as critical inquiry, are contingent on them rationalizing and defining discourses. The »hyperdiscursive« (Miklitsch 1995) constitution of the world is the logical consequence of the post-foundational ontological position that rejects the possibility of retracing the presence and character of particular objects of knowledge to any »ultimate ontological ground« (Sparke 2005, p. xxxv). This situation, which Marchart (2007, p. 9) described as the »post-foundational condition«, has considerable implications for the practice of critical inquiry, which is now unmasked as still another contingent and socially contestable claim to truth.

The »post-foundational condition« deprives us of the possibility to draw any natural and objective distinctions between more or less worthwhile objects of critique. If objects of critique cannot have any inherent characteristics independent of the social practices that essentialize them, then our strategies and means of critique cannot be developed and motivated against the background of the objective nature of things. For Said (1983, p. 224), the »contentious« nature of knowledge implied by the post-foundational ontology can only mean that »criticism, as activity and knowledge, ought to be openly contentious too«. Nietzsche (1885/2012, p. 115) realized at an early point in time that if »[n]othing is true, all is permitted«, then we find ourselves in a situation in which following too closely on »the heels of truth« will ultimately result in our getting kicked »in the face«. Skeptical voices, such as Latour (2004, p. 225), have drawn the conclusion that the contestability of the practice of critique makes any aspiration for critical inquiry to »run out of steam«. After all, the critic and his/her practices, means, strategies, and objectives of critique are not less apt for critique than the objects criticized by him/her (cf. Celikates 2006, p. 29). In other words, epistemological relativism accompanied by the post-foundational ontology has quite considerable consequences for the capacity of different post-foundational discourse theories – most prominently the Foucaultian and Laclauan theories of discourse – to pursue critical inquiries.² However, while Foucault (1997) and, later on, Butler (2002,

1 cf. Boland (2014); Butler (2009); Celikates (2006); Kompridis (2000); Latour (2004).

2 We use the term »post-foundational« instead of »post-structural« because the so-called »post-structural discourse theories« are not located beyond the structuralist paradigm in social sciences. Both Foucault and Laclau reject the possibility that socially meaningful existence could be derived from and based upon any pre- and exo-social transcendental foundation (cf. Brockelman 2003; Cederström/Spicer 2014; Wolin 1992, p. 6). In contrast to the Foucaultian and the Laclauan discourse theories, the so-called Critical Discourse Analysis (CDA) is not based upon the post-foundational, but

2009) and Koopman (2010) have succeeded in elaborating the practice of critique consistent with Foucaultian discourse theory, it is our observation along with Boucher (2009), Brockelman (2003), Cooke (2006), Critchley (2004), Demirović (2007) and Leggett (2013) that it is anything but clear if and how post-foundational discourse analysis (PDA) based upon the works of Laclau and Mouffe can engage in critical inquiry.³ The principal aim of this article is to characterize a practice of critique that is consistent with PDA. Our quest proceeds in three consecutive steps: In the first section (2), we embark on the elucidation of PDA's research programme to distinguish practices of critique permissible and non-permissible with PDA. In a second step (3), we describe how »normative critique« on behalf of radical democracy as it was conducted in earlier accounts on PDA contradicts PDA's epistemological premises. In the concluding third step (4), we describe the general characteristics of the practice of »unmasking critique«, which from our point of view constitutes the practice of critique that most closely matches the epistemological premises of PDA.

2. Locating PDA's Critical Potential

Without any doubt, PDA belongs to the sample of critical theories that provide methodological instructions and means to conduct critical inquiries of social life.⁴ However, there is nothing similar to a consensus with regard to the closer definition of the practice of critique motivated by PDA. For instance, Boucher (2009), Brockelman (2003), Demirović (2007) and Koch (1993) have argued that PDA cannot provide the epistemological authority presupposed by the project of radical democracy which is pursued, amongst others, by Glynos & Howarth (2008, 2007), Laclau & Mouffe (2001; Mouffe *passim*) and Marchart (2011). However, in order to identify practices of critique consistent with PDA, we must first determine the epistemological authority provided by PDA. The concept of epistemological authority refers to the totality of epistemological resources – such as ontological premises, theoretical concepts, and scientific methods – which together enable the critic to »take[s] up a position of epistemic authority over and against a world of objects« and problematize the validity of social subjects' common sense conceptions of the world and the social relations, roles, practices, etc. motivated and legitimized by them (Kompridis 1994, p. 31; cf. Celikates 2006, p. 26). According to Butler (2009, p.

on a critical realist ontology. The assumption about objects' inherent (problematic) characteristics – that exist irrespective of our observations, which is typical of the critical realism –, along with social subjects' assumed lacking awareness of the problems related to these objects supply the critic with an uncontested epistemological authority to submit objects to critique (cf. Joseph 2001; Keller 2012, p. 22).

- 3 Post-foundational discourse analysis (PDA) refers to the distinctive set of theoretical ideas elaborated in the pioneering works of Ernesto Laclau and Chantal Mouffe (e.g. Laclau/Mouffe, 1985/2001) and their subsequent adaption in the works of Jason Glynos, David Howarth, Oliver Marchart, Martin Nonhoff, Yannis Stavrakakis and Jacob Torfing. The concept of post-foundational discourse analysis has been used earlier by Cederström and Spicer (2014), Marchart (2007) and Marttila (2015a, 2015b).
- 4 Cf. Boucher (2009), Brockelman (2003), Cooke (2006), Demirović (2007), Glynos/Howarth (2008), Koch (1993), Laclau (1997), Marttila (2015c).

777), the epistemological authority necessary for the practice of critique is derived from a set of *a priori* ontological and epistemological premises that together define »by what right« and »in what way« the critic can conduct the practice of critique. The elucidation of the epistemological authority of the critic requires a deconstructive »metacritical reading« of the practice of critique as a social practice motivated and legitimized by particular ontological and epistemological premises (Vandenberghe 2003).

In order to identify the epistemological authority provided by PDA – which enables it to submit something to critical inquiry – we first need to locate the set of ontological and epistemological premises constitutive of PDA. Historical developments in the field of PDA reveal approaches that have been mutually distinctive and influenced to different extents by regulation theory (e.g., Torfing 1999), Foucaultian discourse analysis (Marttila 2013a, 2015a, 2015b), and Lacanian psychoanalysis (e.g., Glynos 2001; Stavrakakis 2007). Despite their mutual differences, Howarth (2006) has succeeded in reconstructing these different approaches unifying a Lakatosian (e.g., 1999) »research programme«. According to Howarth (2006, p. 23), this research programme consists of a »system of ontological assumptions, theoretical concepts and methodological precepts«, which in accordance with Lakatos (1968, p. 167), inform us about »what paths of research to avoid (*negative heuristic*), and [...] what paths to pursue (*positive heuristic*)«. With regard to its ontological premises, PDA pursues the assumption of the absence of any »otherworldly« objective grounding of particular social orders, which is characteristic of the post-foundational ontology (Wolin 1992, p. 6). Instead, any socially meaningful existence is based upon »self-generated grounds«, which – for lack of any natural exo-social objectivity – remain »inherently contestable« (ibid.). The absence of the objective necessity of the self-grounded grounds means that the social relations, roles and practices that are constituted in social life cannot have any »essential« characteristics independent of the social practices (of articulation) that are »essentializing« these objects (Leggett 2013, p. 302).

Post-foundational ontology is accompanied by relational epistemology. In the absence of any natural and inherent determination of objects' social meaningfulness, objects' identities must originate from »discourses« that render objects intelligible (Cederström/Jones 2014, p. 187; Laclau/Mouffe 1990, p. 105). Discourse refers to any particular relational configuration of meaning-conveying objects (i.e., *signifiers*) in which objects appear and are related to each other, and which constitutes the meaning (i.e., *signifieds*) of these objects (Glynos/Howarth 2007, p. 160). According to the relational epistemology of meaning »the way« how objects' relations are »actualized reflects effective contingency of the social world« (Donati 2011, p. 132). The post-foundational ontology impedes the existence of any non- and exo-discursive »external tribunal« with a natural definitional power to draw objective distinctions between »valid« and »invalid« discourses (Laclau 1996, p. 59). The lack of an ultimate natural and objective foundation of the social life as it is evoked by the post-foundational ontology means that not only social meanings, but also social agents generating social meanings lack any natural objective validity. In other words, »hegemonic agents« – contesting prevailing discourses and installing new discourses – fall short of any natural social authority (Glynos/Howarth 2007, p. 141). Post-foundational ontology implies that »the site of power becomes an empty place« that

can be occupied by numerous equally valid political, cultural, and economic powers (Laclau/Mouffe 1985/2001, p. 186). Hegemonic agents' capability and possibility to raise a discourse to a new uncontested common sense conception of the world depends on a complex set of factors. These factors include, among other things, the credit of trust derived from hegemonic agents' previous social roles, the extent to which a prevailing social order and its legitimacy have become untenable, and social subjects' lacking reflexivity upon the non-necessary and self-posed nature of hegemonic agents' practices of articulation.⁵ Hegemonic agents exert a »hegemonizing« impact upon other social subjects when discourse purported by them constitutes the common sense conception of the world that constitutes further social subjects' horizon of intelligibility. As a result of hegemonization, social subjects accept discourses as well as subject roles, institutions and social practices defined by these discourses as self-evidential constituents of the world. Hegemonic discourses are empirically manifested in the form of social subjects' acceptance of »a widely shared ›common sense« conception of the world (Mouffe 1993/2005b, p. 54), which in terms of Keller (2011, p. 256) rationalize and give rise to linguistic and non-linguistic »discourse-generated model practices« (own translation).

The critical potential of PDA is located at the interface between the post-foundational ontology – which informs us about the »non-necessary character of social relations« (Glynos/Howarth 2008, p. 13) – and the relational epistemology – which explains that socially meaningful objects, practices, relations and subject roles are constructed within discourses that are equally non-necessary. The *a priori* knowledge about the discursively constructed nature of any socially meaningful existence capacitates the critic to interrogate the historical origins, structural forms and mechanisms of reproduction of discursively contingent and socially contestable social orders (Glynos/Howarth 2007, p. 197). In accordance with Glynos and Howarth (ibid.), the theoretical framework of PDA does not only inform us about how the discursive construction of the social reality takes place, but also provides the critic with a heuristic framework to engage in deconstructive »ethico-political« critical inquiry (cf. Glynos et al. 2009, p. 13; Glynos/Howarth 2008, p. 15). Ethico-political critique refers to a »second-order disclosure« (Kompridis 1994, p. 30) that reveals the discursive conditions of the possibility of a given socially accepted social order assumed as self-evident and, at the same time, bereaves the social order under scrutiny of the image of objectivity. Glynos/Howarth (2008, p. 14) caution against making the ethico-political critique an uncontestable epistemological authority. After all, the relational epistemology constitutive of PDA means that theoretical concepts applied in the ethico-political critique are themselves »contingent and finite constructs that are contestable and revisable in the light of changing conditions and theoretical developments« (ibid.). The discursively constructed nature of any meaningful object also counts for the concepts that capacitate the critic to conduct critical inquiries. As such the practice of ethico-political critique is not to a lesser extent the product of a particular (academic) discourse (on critique) than those practices, which the practice of ethico-political critique criticizes due to their lack of objectivity.

5 Cf. Leggett (2013, p. 305), Marttila (2015a, Ch. 5; 2013a, p. 54), Torfing (1999, pp. 153, 167).

For us, the discursively contingent nature of the practice of critique underlines the epistemologically relativist character of the practice of critical inquiry. After all, the post-foundational ontology constitutive of PDA implies that all truth claims – whether those of the scientifically rationalized critical inquiries or social subjects' routinized everyday practices – are »produced within discourses which in themselves are neither true nor false« (Foucault 1991, p. 60). The epistemologically relative character of PDA means, for us, that the critic must abandon any aspiration to »normative critique« that necessitates an access to trans-contextually valid normative measures and standards located beyond the scope of critique. Kauppinen (2002) points out that normative critique presupposes the usage of uncontestable normative benchmarks and standards that authorize the critic to raise him-/herself above and against socially agreed normative commitments. While various types of ethico-political critique, such as Foucault's genealogical critique, serve the means of ethico-political critique opening the addressees' eyes to forgotten, unknown, and suppressed origins and aspects of their social reality (cf. Saar 2007, p. 22), normative critique teaches the addressees the normative measures and standards whose validity they should accept at face value (cf. Glynos et al. 2009, p. 13; Laclau 1997, p. 303). Following Lakatos' (1999, p. 27) estimation, normative critique is based upon and claims access to a non-criticizable »elitist authoritarianism« that gives the critic the sole right to distinguish »between the goodies and the baddies« of social life. Epistemological relativism constitutive of PDA impedes the access to such objective and non-contestable »elitist authoritarianism« because the critic's point of view cannot be »*more right* than any other« point of view (Lakatos 1999, p. 25). Epistemological relativism applies to every discourse irrespective of its conceived political, religious, economic, or scientific origin and makes scientifically and ideologically based truth claims equally valid and invalid. However, instead of consenting themselves to the practice of ethico-political critique consistent with PDA's epistemological authority, recent contributions to PDA have carried out normative critique in the name of radical democracy. In the following section (3), we describe two distinctive routes to »transcendental« (3.1) and »immanent« (3.2) normative critique on behalf of radical democracy and elucidate how they violate the epistemological premises of PDA.

3. Normative Critique on Behalf of Radical Democracy

According to Kauppinen (2002), normative critique holds the logic of »external critique« because it relies on the critic's access to trans-contextually valid normative benchmarks and standards that allow the critic to assess the validity of a given social order from a position outside that order. Vobruba (2001, p. 5) also describes normative critique in terms of »an absolute logic« because the critic's measures and standards are immune to and located beyond the possible scope of critique.⁶ Normative critique becomes possible only if the critic can claim access to a non-criticizable »privileged vantage point« and also con-

6 Cf. Boltanski (2010, p. 216), Butler (2009, p.782), Cooke (2006, p. 6), Honneth (2000, p. 79).

ceives of him-/herself as possessing the knowledge about the social contexts and conditions that necessitate critique (Cooke 2006, p. 8; cf. Brockelman 2003, p. 190; Jarvis 1998, p. 6). As such, normative critique presupposes the critic to possess a non-contestable epistemological authority that makes his/her normative measures and standards immune to being subsequently contested by the addressees of this critique. Hence, normative critique is absolute not only in terms of the non-contestability of the measures and standards of critique, but also with regard to the critic's undisputed epistemological authority to define the conceptions of the world that the addressees of his/her critical inquiry should accept. Epistemological relativism constitutive of PDA impedes the possibility to establish any non-contestable asymmetrical relation between the critics' *superior* and the addressees' *inferior* knowledge about the ideal constitution of society. However, protagonists of PDA have made the mistake of raising radical democracy to a non-contestable »transcendent ground« that allows them to claim the right and capacity to criticize different social orders due to their insufficiently radical democratic character (Butler 2009, p. 782). In the following two sections (3.1 and 3.2), we describe two strategies of normative critique that the protagonists of PDA have pursued in the name of radical democracy.

3.1 Transcendentally Motivated Critique

In the recent past, several researchers associated with PDA have raised radical democracy to a universally valid image of the ideal mode of societalization.⁷ The lack of critical awareness of the discursively contingent character and absent objective validity of radical democracy can to some extent be explained by Howarth's (2008) assumption that radical democracy is an essentially ambiguous and indeterminate concept. Howarth (*ibid.*) argues that such conceptual indeterminacy makes radical democracy open for various equally valid interpretations. However, there is not much to be said for radical democracy's conceptual openness and indeterminacy. For example, for Mouffe (1992, p. 1), radical democracy is the natural next step of development »of the democratic revolution initiated two hundred years ago«. Also, Glynnos and Howarth (2007, p. 193) emphasize that the foundation of radical democracy derives from social subjects' »commitment[s] to the principles and values of radical and plural democracy«. Dhaliwal (1996) has observed that radical democracy does not only embody the ideal of liberal pluralist democracy, but actually also a quite distinctive Western democratic discourse that disqualifies the validity of non-Western democratic discourses. The concept of radical democracy is also definite enough to allow its proponents to define a distinctive set of subject roles and social practices associated with them, which social subjects should adapt to in radical democracies. Among other things, social subjects are called upon to protect democratic institutions against »antidemocratic attacks« (Marchart 2011, p. 968) and raise themselves against any social attempts to install forms of »autocratic power« (Mouffe 1993\2005b, p. 94). Moreover, Mouffe (2000b, p. 12) emphasizes that radical democracy can be sustained

7 E.g., Howarth (2008); Laclau/Mouffe (2001); Marchart (2011); Mouffe *passim*.

only if social subjects abandon the possibility to achieve »a rational consensus« between mutually distinctive and incommensurable (political) interests. For Mouffe (2002, p. 6), the aspiration of achieving rational consensus disregards the fact that political interests and identities are always constituted by exclusion of an antagonistic other, which qua a »constitutive outside« allows subjects to demarcate their own identities from other subjects' identities. Mouffe is not content with the theoretical conceptualization of the general logic of the antagonistic constitution of political identities, but relies herself on an equally antagonistic distinction between the superior status of the general characteristics of radical democracy and the *inferior* characteristics of other models of democracy.

These few illustrations of the non-indeterminate character of the concept of radical democracy make it clear that radical democracy is constructed and legitimized within a rather distinctive and determinate democratic discourse. Boucher (2009, p. 116) also argues that discourse on radical democracy as it is propagated in academia will ultimately result in »the formation of a new ›common sense« that characterizes any hegemonic discourse (cf. Brockelman 2003, p. 134). The peculiar feature about the discourse on radical democracy is that it misuses the insight into the »groundless nature of the social« derived from the post-foundational ontology to posit itself as the only available configuration of social institutions and practices ensuring that the very lack of objective ontological foundations of the social »is institutionally accepted, even promoted« (Marchart 2011, p. 967). In other words, both the discourse on radical democracy and social organization rationalized by it are conceived of as constituting the means to institutionalize the »openness« of society (which post-foundational ontology implies conceptually) to different equally valid or invalid modes of societalization (Laclau 2000, p. 199). According to Tønder and Thomassen (2005, p. 8), the post-foundational ontology can only imply that »society will always be in search of an ultimate ground, while the maximum that can be achieved will be (...) a plurality of partial grounds«. Hence, society remains an (ontologically) »empty place« that can be occupied by a plurality of equally valid and invalid democratic, anti-democratic, socialist, fascist, colonialist, or any other, discourses (Lefort 1988, p. 17). The argument that radical democracy could institutionalize and sustain the ontological openness of society disregards the fact that the non-necessity of any particular discourse generated by the post-foundational ontology impedes the possibility to make use of external measures and standards to draw a distinction between any, in whatever respect, more or less appropriate discourses. Rather ironically, the described character of radical democracy as a determinate discourse that posits its own presuppositions makes it a case in point for the ethico-political critique conducted by means of PDA.

3.2 Immanently Motivated Critique

The above described transcendently motivated critique relies on the critic's epistemological authority to know the universally valid normative measures that he/she can use to assess the validity of different sets of social institutions and practices in different social contexts. In contrast to the transcendently motivated critique, the immanent critique

refers to a normative critique that relies on »the commitments of the addressee of the criticism rather than those of the critic« (Kauppinen 2002, p. 482). Immanent critique does not monopolize epistemological authority on the part of the critic, as transcendental critique does, but accepts that the addressees of criticism have the ethical right and epistemological capacity to choose their own normative measures and standards. Hence, immanent critique is practiced »*within* historical reality«, which is in turn analyzed by the critic (Antonio 1981, p. 333). Notwithstanding, immanent critique is nurtured by the suspicion that societies may not live up to their own normative commitments (Boltanski 2010, p. 30). This general suspicion of constant violation of societal standards motivates the critic to take sides with the social subjects, whose living conditions he/she studies. The critic's aspiration is to identify possible »contradictions« between collectively agreed upon normative commitments – such as justice and individual freedom – and the societal implementation and maintenance of this »normative core« of society (cf. Honneth 1999, p. 386; Jarvis 1998, p. 6). Immanent critique has both an »enlightening« function because it informs the addressee that society deviates from known and accepted standards, as well as a »pedagogic« function because it teaches the addressees of criticism about the concealed, forgotten, or suppressed normative commitments that a social order does not fulfill at all or has ceased to live up to. The enlightening and pedagogic functions of critique capacitate the addressee of his/her critique to identify the »unjust« and »unjustifiable« character of his/her social existence and hence give him/her the legitimate right to express political discontent (cf. Honneth 1999, p. 386; 2011, p. 157).

In some of her writings, Mouffe (e.g., 2000a, 2000b, 2005a, 2005b) makes use of a hybrid logic of critical inquiry located at the intersection of transcendental and immanent types of normative critique. Mouffe has committed herself to releasing social subjects from the suffering they experience in societies lacking radically democratic institutions. For Mouffe, social suffering becomes tangible in the form of outbursts of political extremism – such as nationalism, right-wing populism and fascism –, which for her bear witness to social institutions' lacking adjustment to social subjects' inherent needs. However, while Honneth's (e.g., 1999, p. 386) practice of immanent critique focuses on contextually specific and empirically observable contradictions between a particular social order and its legitimizing normative standards, Mouffe takes an interest in contradictions between social subjects' actual »ontical« *being* within particular social orders and their general »ontological« *beingness* (cf. Heidegger 1988\2008, p. 67). Hence, Mouffe does not look so much at the contradictions between the normative »ideal« of liberal democracy and the »lived« liberal democracy, but instead at the more fundamental contradiction between *any* liberal democracy and the *general* ontological beingness of the subject. For Mouffe, the contradiction between subjects' ontical being and ontological beingness is manifested amongst other things by the outbursts of anti-democratic and racist political sentiments.

In accordance with the PDA's theoretical framework, Mouffe assumes that (political) identities and related social practices are based upon subconsciously located »passions« of love and hate (of the symbolic other) that constitute »the moving force in the field of politics« (Mouffe 2002, p. 8; cf. 2005a, p. 25). According to Leggett (2013, p. 303), the as-

sumed »conflict-oriented human nature« capacitates Mouffe to assess the extent to which different social and political institutions either pacify or amplify social subjects' immanent conflict potential. Based on the assumption that social subjects cannot vanquish their natural propensity to feel and express symbolic and even physical hostility vis-à-vis their symbolic others, Mouffe (2002, p. 8) searches for appropriate (political) institutions to »domesticate hostility and to defuse the potential antagonism in all human relations« (cf. Mouffe 2005a, p. 130; 2000b, p. 13). Mouffe (2000a, p. 16) sees the benefit of radical democracy in its capacity to »mobilize[s]...passions towards democratic designs«. For Mouffe (2005b, p. 30), only radical democracy allows subjects to canalize passions of love and hate that are constitutive of their subjective identities, towards »agonistic form[s] of expression through the pluralist democratic system« (cf. Mouffe 2002, p. 10). The aim of the »agonistic model« of politics »is neither to eliminate passions nor relegate them to the private sphere« but instead »to ›tame‹ these passions by mobilizing them for democratic ends and by creating collective forms of identification around democratic objectives« (Mouffe 2002, p. 9). Mouffe's (2005b, p. 26) knowledge about the essential constitution of the human nature and patterns of human behavior deduced from it allow her to problematize the 'third-way'-like, post-political »partisan-free democracy« because it represses »libidinal forces leading [to] hostility...« inherent in social subjects and – ultimately – results in outbursts of intolerance between Carl Schmitt'ian mutually antagonistic camps of friends and enemies.

Mouffe's (quasi-)immanent critique of the radical democracy contradicts PDA's ontological and epistemological premises in several regards. *Firstly*, Mouffe confuses the distinction that is constitutive of (any) post-foundational theory between the »*res cogitans*« – the physical subject capable of observing the social meaningfulness of the world – and the »*res extensa*« – the actual meaning-contents that subjects associate with the objects of their observations (Žižek 1993, p. 61). According to the post-foundational ontology, social subjects are always »thrown into« some distinctive ontic mode of being – such as a discourse – before they are capable of making any meaningful conceptions of the world (Heidegger 1988\2008, p. 67; cf. Gadamer 1975, p. 232; Marttila 2015b). If social subjects' »consciousness« is always »rooted in Dasein«, as Critchley (1999, p. 56) suggests, then the pre- and exo-discursive subject cannot consist of anything but meaningless and »substanceless subjectivity« (Žižek 1991, p. 147). Contrary to Mouffe's ideas, this means that subjects' immanent passions (of love and hate) cannot determine their acceptance of particular (political) identities. A closer look at PDA's theoretical premises reveals that particular »representatives« of meaning (i.e., signifiers) – such as words – can be conceived of as »representing« particular meaning-contents (i.e., signifieds) only if social subjects disregard the impossibility of any self-evidential relation between the »representative« and the »represented« meaning-content (Laclau 2004, p. 300). For Laclau (ibid., p. 302), only »the dimension of affect« – the unconscious and unreflected attraction or »affective attachment« to a particular relation between the »representative« and the »represented« – can explain why social subjects can regard particular meanings as being self-evidential. Mouffe makes the mistake of assuming that the dimension of affect not only constitutes the ontological condition of possibility for social subjects' identification with particular

(political) identities, but actually determines their »socio-political engagement[s]« (Boucher 2006, p. 123).

Mouffe also errs when assuming that only some social and political institutions can be compatible with the »conflict-oriented human nature« (Leggett 2013, p. 303). By deducing the desirability of different institutions from their compatibility with the pre- and exo-social human nature, Mouffe replaces a PDA-consistent ontology of the subject with a naturalist ontology of the subject that reminds us of modernist political theories (cf. Koch 1993). Modernist political theories assume that

»[i]f human beings are self-serving and aggressive, then the strong coercive state becomes necessary. If the individual is shaped by the social body, then community practice becomes the essence and the teleology of human endeavors. If human beings are rational, to the extent that they can formulate a structure for controlling their aggressiveness, conflicts can be mediated.« (Koch 1993, p. 327)

If we accept that there can be »no a priori [...] regarding the subject«, as the post-foundational ontology (of the subject) postulates, then we must, in contrast to the modernist political theory, also accept that »there can be no universal regarding politics« (Koch 1993, p. 339). The absence of any pre- and exo-discursive subjectivity prevents us from measuring the quality of different social and political institutions against the background of any presupposedly inherent character of the human nature. The described contradictions between PDA and Mouffe's promotion of radical democracy reveal Mouffe as a hegemonic agent who validates the discourse on radical democracy by identifying its transcendental ground in the constitution of the human nature (cf. Brockelman 2003, p. 188).

4. The Ethico-Political Practice of Unmasking Critique

We suggest that it is not normative critique but the so-called »unmasking critique« that provides the best way to operationalize the practice of ethico-political critique compatible with PDA (see 2).⁸ The practice of unmasking departs from the *a priori* assumption that social subjects' conceptions of the world do not reflect the objective constitution of the world, but express constitutive supra-subjective structures located beyond subjects' realm of reflexivity – such as social fields, relations of power, ideologies, discourses and (discursive) regimes. Even the seemingly most natural and self-evidential conceptions of the world are nothing but »symptom[s] of something else« that escapes social subjects' conscious self-conceptions (Boland 2014, p. 115). In other words, unmasking critique departs from the general suspicion that social subjects' potential understandings, interactions, roles and practices are steered by »hidden truths« that »influence[s] them behind their backs, be it economic conditions or social structures« (Celikates 2006, p. 26). What

8 Kompridis (1994, 2000) makes use of the concept of »unmasking critique«, whereas, for instance, Honneth (2000) prefers the term »disclosing critique«.

is behind this »hidden truth« cannot be determined in advance without closer empirical analysis. Moreover, different social theories consider the installment and retention of such hidden truths to be regulated by different types of supra-subjective social structures. While Bourdieu (e.g., 1992) emphasizes the structural impact that »social fields« exert upon the social production of meaning, and Foucault's (genealogical) discourse analysis focuses on reciprocal relations between discourses qua objectivated systems of meaning and their retention supporting subjectivities and relations of power (Gengnagel/Hirschfeld 2015; Saar 2007), PDA pays attention to comparatively sedimented and hegemonic discursive regimes (Marttila 2015a, 2015b). Irrespective of their particular theoretical frameworks, all practices of unmasking critique function as eye-openers that provide the addressees of critique with radically new insights into the factual constitution of the world (cf. Kompridis 2000, p. 30). As such, the practice of unmasking critique has a »disclosing« function that offers the addressees of critique »radically new description[s]« of the world that can shatter the self-evidentiality of their prevailing common sense conceptions of the world (Honneth 2000, p. 123).

Unmasking critique presupposes that the critic achieves an epistemological break with social subjects' conscious self-conceptions of the world (x) and – instead of taking these self-conceptions at face value – interprets and reveals them as being symptoms of subjectively unacknowledged supra-subjective structures (y), such as social fields, discourses or discursive regimes. In order to achieve the epistemological break the critic has

»to redescribe x in terms of y, or reveal x to be an effect of y, or show that the condition of possibility of x necessarily requires the exclusion or repression of s, the mechanisms of which we can attribute back to ever-ready y. Ideals like truth, reason and autonomy are typical cases of x; power, the unconscious, language, history and culture of y; difference, the body, nonidentity and the like, of s.« (Kompridis 2000, p. 28)

Epistemological relativism induced by the post-foundational ontology dissolves any strict distinction between objects' phenomenal characteristics as either »intransitive« – i.e., natural and inherent – or »transitive« – i.e., depending on our epistemic horizon (cf. Joseph 2001, p. 110). Epistemological relativism implies that our perceptions of the world are always relative to our epistemic perspective which means that our perspectives, interests, and preferences are constitutive of our conceptualizations and critical assessments of the objects of critique (Pels 2003, p. 158). Similar to any other social practice, the practice of unmasking critique also suffers from the lack of any objective credibility (Åkerstrøm Andersen 2003, p. 57; Glynos/Howarth 2007, p. 155). This lacking credibility is the result of the epistemic bias that all practices of observation suffer from due to their transitive nature. In PDA, the epistemic bias originates from the set of *a priori* assumptions about »the different sorts of entities in the world – *what* is in the world ...« and »how [these] entities are in our social worlds« (Glynos/Howarth 2007, p. 214). The epistemically biased character of the unmasking practice of critique means that neither the practice of critique nor its social consequences are immune to *a posteriori* practices of critique. In

our opinion, the »non-necessary character« of the practice of unmasking critique makes it indispensable to figure out how the critic should take into account the epistemic bias that capacitates his/her practice of critique.

However, the »scientific« epistemic bias caused by the critic's theoretical framework is paralleled by another »pragmatic« bias. The ontological assumption about the discursive construction of any socially meaningful existence, which is constitutive of PDA, implies that the practice of unmasking critique can be geared towards any kind of political, economic, religious, academic, cultural or other social phenomenon. In other words, there is no social phenomenon that can be naturally located »beyond the scope of critique« (Butler 2009, p. 781). The all-encompassing applicability of the practice of unmasking critique means that the »scientific« epistemic bias of critique is accompanied by a »pragmatic bias« that originates from the critic's choice of worthwhile objects of critique. While the »scientific« and »pragmatic« epistemic biases constitute the critic's epistemological capacity to engage in practices of critical inquiry, they impede, at the same time, the possibility that the discursively constructed social reality unmasked by the critic can achieve the status of an objective and subsequently non-contestable epistemological authority. In other words, the critic cannot replace social subjects' »naive doxa of lay common sense« by the »doxa of scholarly common sense (sens commun savant)« (Bourdieu 1992, p. 248). However, the addressees of the practice of unmasking critique remain unaware of the double bias of the critical inquiry unless the critic unmasks the underlying presuppositions of his/her criticism. In the other case, the unmasking critique leads to little else than a replacement of the epistemological authority of »lay common sense« by »scholarly common sense« (ibid.).

The question arises as to whether we can discover a way out of the impasse of critique caused by the post-foundational condition. Unmasking critique holds the risk of leading to a zero-sum situation when common sense conceptions of the world unmasked as being a contingent discursive construction are replaced by the critic's equally (scientifically and pragmatically) biased epistemological authority. In accordance with Pels (2003, p. 159), one possible way out of the post-foundational impasse of critique is to add an additional »level or dimension of self-reference« to the practice of unmasking critique and explain the vantage point, which enabled the critic to refute the self-evidentiality of a given social order (cf. Critchley 2004, p. 116; Kompridis 2000, p. 30). The critic's active unmasking of his/her epistemological authority is logical if we consider that the post-foundational ontology places the validity of »all social practices [...] equally under suspicion« (Kompridis 2000, p. 30). Moreover, unmasking the epistemological authority of the practice of unmasking critique is likely to »enhance[s] the critical faculty of [...] [addressees] to scrutinize, question and revise the results of empirical [...] research and thus enable[s] them to appropriate some of its findings critically without having to risk a blind bargain« (Marttila 2013b, p. 325). The purpose of unmasked practice of critique is not to annihilate the socially transformative impact of critique altogether, but to ensure that the addressees of criticism neither remain content with the prevailing social order, nor uncritically accept the critic's epistemic perspective. Instead, unmasking critique should turn the addressees of criticism into »critical counter-parts« both with a social order embed-

ding them and with regard to practices of critique criticizing this social order (Glynos/Howarth 2008, p. 15). By doing so, the practice of unmasking critique can »animate a new set of positions for the subject« yet still refrain from any further determination of these new subject positions (Butler 2009, p. 792).

In accordance with Butler (*ibid.*, p. 788), the objective of the unmasking critique is to »keep the possibility of critique alive« even when the voice of the (scientific) critic has fallen silent. Obviously, the addressees of the unmasking critique continue the practice of critique only if the scientific discourse (on critique) allows them to »practice« their liberty to not only say no to the prevailing social order that subjugates them to particular subject roles and practices, but also to determine the subsequent receptions of the scientific practices of critical inquiry (cf. Foucault 1982/2000, p. 354). PDA serves the purpose of distorting the self-evidential character of existing social relations, practices and roles, while at the same time granting the addressees of the critique sufficient liberty to detect their own »will to power« and identify themselves to be the legitimate instigators of the new social order (Diken 2008, p. 3, p. 36; Nietzsche 1969, p. 59). Obviously, the lack of objectivity located at the heart of any socially meaningful existence demands the critic to submit social changes and reforms induced by him/her to new practices of unmasking critique. To sum up – the impasse of critical inquiry caused by the post-foundational ontology does not only refer to the lacking epistemological authority of the critic, but embraces the impossibility to bring the practice of critique to a halt. After all, the post-foundational condition means that any socially meaningful relation, practice or subject role is, to an equal extent, under suspicion of being decoupled from its discursive origins and conditions of possibility.

5. Conclusion

The principal objective of this article has been to identify the epistemological authority of PDA that lends the critic the right and capacity to engage in critical inquiry. We have observed that PDA's epistemological authority does not only derive from the premises of post-foundational ontology and relational epistemology, but that its acceptability and validity are constrained by these premises. Epistemological relativism – the inevitable companion of PDA – impedes the access to epistemological authority required by the practice of normative critique. The absence of any non- and exo-discursive normative benchmarks means that PDA cannot be utilized to advance any definite conception of ideal society – such as radical democracy. While the practice of unmasking critique provides a means to operationalize practice of ethic-political critique compatible with PDA, we have, at the same time, argued that the binary »biased« logic of unmasking critique limits its epistemological authority. For us, this bias can but mean that the critic must actively unmask his/her own capacity to submit objects to critical inquiry. Ideally, unmasking critique should capacitate the addressees of critique to become critical counterparts both in relation to a social order that embeds them and constitutes their subjectivities and vis-à-vis a practice of unmasking critique, which the critic undertakes to dissolve the self-evi-

dentiality of the criticized social order. PDA can never fully overcome the impasse of critical inquiry caused by the post-foundational condition because the practice of critique is always conducted on behalf of a particular academic or non-academic discourse. The PDA is no exception in this context: It equips us with the epistemological authority required for the practice of critique only on condition that the unmasking of discursively contingent constructions of reality includes the critique's own discursivity. This ethico-political and reflexive cautiousness should not be compromised – not even in the name of radical democracy.

References

- Åkerstrøm Andersen, N. (2003): *Discursive Analytical Strategies: Understanding Foucault, Koselleck, Laclau, Luhmann*. Bristol: Policy Press.
- Antonio, R. J. (1981): *Immanent Critique as the Core of Critical Theory*. In: *British Journal of Sociology* 32(3), pp. 330–345.
- Boland, T. (2014): *Critique is a Thing of This World: Towards an Analogy of Critique*. In: *History of the Human Sciences* 27(1), pp. 108–123.
- Boltanski, L. (2010): *Soziologie und Sozialkritik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Boucher, G. (2009): *The Charmed Circle of Ideology: A Critique of Laclau and Mouffe, Butler and Žižek*. Re-Press: Melbourne.
- Bourdieu, P. (1992): *The Paris Workshop*. In: Bourdieu, P./Wacquant, L. (Eds.): *An Invitation to Reflexive Sociology*. Chicago: University of Chicago Press, pp. 217–260.
- Brockelman, T. (2003): *The Failure of the Radical Democratic Imaginary: Žižek Versus Laclau and Mouffe on Vestigial Utopia*. In: *Philosophy and Social Criticism* 29(2), pp. 183–208.
- Butler, J. (2002): *What is Critique? An Essay on Foucault's Virtue*. In: Ingram, D. (Eds.): *The Political Blackwell Readings in Continental Philosophy*. New Jersey: Wiley Blackwell, pp. 212–228.
- Butler, J. (2009): *Critique, Dissent, Disciplinarity*. In: *Critical Inquiry* 35(3), pp. 773–795.
- Cederström, C./Spicer, A. (2014): *Discourse of the Real Kind: A post-foundational Approach to Organizational Discourse Analysis*. In: *Organization* 21(2), pp. 178–205.
- Celikates, R. (2006): *From Critical Theory to a Social Theory of Critique: On the Critique of Ideology after the Pragmatic Turn*. In: *Constellations* 13(1), pp. 21–40.
- Cooke, M. (2006): *Resurrecting the Rationality of Ideology Critique: Reflections on Laclau and Ideology Critique*. In: *Constellations* 13(1), pp. 4–20.
- Critchley, S. (1999): *Ethics, Politics, Subjectivity*. London: Verso.
- Critchley, S. (2004): *Is There a Normative Deficit in the Theory of Discourse?* In: Critchley, S./Marchart, O. (Eds.): *Laclau: A Critical Reader*. London and New York: Routledge, pp. 113–122.
- Dhaliwal, A. (1996): *Can the Subaltern Vote? Radical Democracy, Discourses of Representation and Rights, and Questions of Race*. In: Trend, D. (Eds.): *Radical Democracy: Identity, Citizenship, and the State*. New York: Routledge, pp. 42–61.
- Demirović, A. (2007): *Hegemonie und die diskursive Konstruktion der Gesellschaft*. In: Nonhoff, M. (Eds.): *Diskurs, radikale Demokratie und Hegemonie. Zum politischen Denken von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe*. Bielefeld: transcript, pp. 55–86.
- Diken, B. (2008): *Nihilism*. London and New York: Routledge.
- Donati, P. (2011): *Relational Sociology: A New Paradigm for the Social Sciences*. London and New York: Routledge.
- Foucault, M. (1991): *Politics and the Study of Discourse*. In: Burchell, G./Gordon, C./Miller, P. (Eds.): *The Foucault Effect*. Chicago: University of Chicago Press, pp. 53–72.

- Foucault, M. (1997): What is Critique? In: Lotringer, S./Hochroth, L. (Eds.): *The Politics of Truth*. New York: Semiotext(e), pp. 823–882.
- Foucault, M. (1982\2000): Space, Knowledge, and Power. In: Faubion, J. (Eds.): *Power: The Essential Works of Michel Foucault, 1954–1984, Volume 3*. London: Penguin, pp. 349–364.
- Gadamer, H.-G. (1975): *Truth and Method*. London: Sheed and Ward.
- Gengnagel, V./Hirschfeld, A. (2015): Die Herrschaft und ›das Politische‹: Machtanalyse zwischen Konsens und Konflikt. In: Hofmann, W./Martinsen, R. (Eds.): *Die andere Seite der Politik: Theorien kultureller Konstruktion des Politischen*. Wiesbaden: VS, forthcoming.
- Glynos, J. (2001): The Grip of Ideology: a Lacanian Approach to the Theory of Ideology. In: *Journal of Political Ideologies* 6(2), pp. 191–214.
- Glynos, J./Howarth, D. R. (2007): *Logics of Critical Explanation in Social and Political Theory*. London and New York: Routledge.
- Glynos, J./Howarth, D. R. (2008): Critical Explanation in Social Science: A Logics Approach. In: *Swiss Journal of Sociology* 54(1), pp. 5–35.
- Glynos, J./Howarth, D. R./Norval, A./Speed, E. (2009): *Discourse Analysis: Varieties and Methods*. In: Review Paper NCRM/014. ESRC National Centre for Research Methods.
- Heidegger, M. (1988\2008): *Ontology: The Hermeneutics of Facticity*. Bloomington: Indiana University Press.
- Honneth, A. (1999): Pathologies of the Social: The Past and Present of Social Theory. In: Rasmussen, D. (Eds.): *The Handbook of Critical Theory*. Oxford: Blackwell, pp. 369–396.
- Honneth, A. (2000): The Possibility of a Disclosing Critique of Society: The Dialectic of Enlightenment in Light of Current Debates in Social Criticism. In: *Constellations* 7(1), pp. 116–127.
- Honneth, A. (2011): *Das Recht der Freiheit. Grundriss einer demokratischen Sittlichkeit*. Berlin: Suhrkamp.
- Howarth, D. R. (2006): The Method of Articulation. In: van den Brink, M./Metze, T. (Eds.): *Words Matter in Policy and Planning: Discourse Theory and Method in Social Science*. Utrecht: Labor Grafimedia, pp. 23–42.
- Howarth, D. R. (2008): Ethos, Agonism and Populism: William Connolly and the Case for Radical Democracy. In: *British Journal of Politics and International Relations* 10, pp. 171–193.
- Jarvis, S. (1998): *Adorno: A Critical Introduction*. Cambridge: Polity Press.
- Joseph, J. (2001): Derrida's Spectres of Ideology. In: *Journal of Political Ideologies* 6(1), pp. 95–115.
- Kauppinen, A. (2002): Reason, Recognition, and Internal Critique. In: *Inquiry. An Interdisciplinary Journal of Philosophy*, 45(4), pp. 479–498.
- Keller, R. (2011): *Wissenssoziologische Diskursanalyse: Grundlegung eines Forschungsprogramms*. Wiesbaden: VS.
- Keller, R. (2012): *Doing Discourse Analysis: An Introduction for Social Scientists*. London: Sage.
- Koch, A. M. (1993): Poststructuralism and the Epistemological Basis of Anarchism. In: *Philosophy of the Social Sciences* 23(3), pp. 327–351.
- Kompridis, N. (1994): On World Disclosure: Heidegger, Habermas and Dewey. In: *Thesis Eleven* 37(29), pp. 29–45.
- Kompridis, N. (2000): Reorienting Critique: From Ironist Theory to Transformative Practice. In: *Philosophy and Social Criticism* 26(4), pp. 23–47.
- Koopman, C. (2010): Historical Critique or Transcendental Critique in Foucault: Two Kantian Lineages. In: *Foucault Studies* 8, pp. 100–121.
- Laclau, E. (1996): Deconstruction, Pragmatism, Discourse. In: Mouffe, C. (Eds.): *Deconstruction and Pragmatism: Simon Critchley, Jacques Derrida, Ernesto Laclau and Richard Rorty*. London and New York: Routledge, pp. 47–67.
- Laclau, E. (1997): The Death and Resurrection of the Theory of Ideology. In: *MLN* 112(3), pp. 297–321.
- Laclau, E. (2000): Identity and Discourse: The Role of Universality in the Constitution of Political Logics. In: Butler, J./Laclau, E./Žižek, S. (Eds.): *Contingency, Discourse, Universality. Contemporary Dialogues on the Left*. London and New York: Verso, pp. 44–89.

- Laclau, E. (2004): *Glimpsing the Future*. In: Critchley, S./Marchart, O. (Eds.): *Laclau: A Critical Reader*. New York: Routledge, pp. 279–328.
- Laclau, E./Mouffe, C. (1990): *Post-Marxism without Apologies*. In: Laclau, E. (Eds.): *New Reflections of the Revolution of Our Time*. London: Verso, pp. 97–132.
- Laclau, E./Mouffe, C. (1985\2001): *Discourse and Socialist Strategy*. London: Verso.
- Lakatos, I. (1968): *Criticism and the Methodology of Scientific Research Programmes*. In: *Proceedings of the Aristotelian Society* 69, pp. 149–186.
- Lakatos, I. (1999): *Lecture 8: The Methodology of Scientific Research Programmes*. In: Motterlini, M. (Eds.): *For and Against Method*. Chicago: University of Chicago Press, pp. 96–108.
- Latour, B. (2004): *Why has Critique Run Out of Steam? From Matters of Fact to Matters of Concern*. In: *Critical Inquiry* 30(2), pp. 225–248.
- Leggett, W. (2013): *Restoring Society to Post-Structuralist Politics: Mouffe, Gramsci and Radical Democracy*. In: *Philosophy and Social Criticism* 39(3), pp. 299–315.
- Lefort, C. (1988): *Democracy and Political Theory*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Marchart, O. (2007): *Post-Foundational Political Thought*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Marchart, O. (2011): *Democracy and Minimal Politics: The Political Difference and its Consequences*. In: *The South Atlantic Quarterly* 110(4), pp. 965–973.
- Marttila, T. (2013a): *Culture of Enterprise in Neoliberalism: The Specters of Entrepreneurship*. London and New York: Routledge.
- Marttila, T. (2013b): *Whither governmentality research? A case study of the governmentalization of the entrepreneur in the French epistemological tradition*. In: *Historical Social Research* 38(4), pp. 293–331.
- Marttila, T. (2015a): *Post-Foundational Discourse Analysis: Political Difference to Empirical Research*. Basingstoke: Palgrave MacMillan (forthcoming).
- Marttila, T. (2015b): *Post-Foundational Discourse Analysis: A Suggestion for a Research Programme*. Unpublished Article under Peer-Review.
- Marttila, T. (2015c): *Die kritische Epistemologie der poststrukturalistischen Hegemonietheorie*. In: Langer, A./Nonhoff, M./Reisigl, M. (Eds.): *Diskursanalyse und Kritik*. Wiesbaden: VS, forthcoming.
- Miklitsch, R. (1995): *The Rhetoric of Post-Marxism: Discourse and Institutionality in Laclau and Mouffe, Resnick and Wolff*. In: *Social Text* 45(1), pp. 167–196.
- Mouffe, C. (1992): *Citizenship and the Political Identity*. In: *October* 61, pp. 28–32.
- Mouffe, C. (2000a): *The Democratic Paradox*. London: Verso.
- Mouffe, C. (2000b): *Deliberative Democracy or Agonistic Pluralism*. In: *Reihe Politikwissenschaft*, No. 72. Vienna: Institute for Advanced Studies.
- Mouffe, C. (2002): *Politics and Passions: The Stakes of Democracy*. London: Centre for the Study of Democracy.
- Mouffe, C. (2005a): *On the Political*. London and New York: Routledge.
- Mouffe, C. (1993\2005b): *The Return of the Political*. London: Verso.
- Nietzsche, F. W. (1969): *On the Genealogy of Morals*. London: Oxford University Press.
- Nietzsche, F. W. (1885\2012): *Thus Spoke Zarathustra*. Translated by Thomas Common. <http://www.gutenberg.org/files/1998/1998-h/1998-h.htm> (Accessed February 12, 2015).
- Pels, D. (2003): *Unhastening Science: Autonomy and Reflexivity in the Social Theory of Knowledge*. Liverpool: Liverpool University Press.
- Saar, M. (2007): *Genealogie als Kritik*. Frankfurt am Main: Campus.
- Said, E. W. (1983): *The World, the Text and the Critic*. Cambridge: Harvard University Press.
- Sparke, M. (2005): *In the Space of Theory: Postfoundational Geographies of the Nation State*. Minneapolis and London: University of Minnesota Press.
- Stavrakakis, Y. (2007): *The Lacanian Left: Psychoanalysis, Theory, Politics*. Albany: State University of New York Press.
- Torring, J. (1999): *New Theories of Discourse: Laclau, Mouffe and Žižek*. Oxford: Blackwell.

- Tønder, L./Thomassen, L. (2005): Introduction: Rethinking Radical Democracy Between Abundance and Lack. In: Tønder, L./Thomassen, L. (Eds.): *Radical Democracy: Politics Between Abundance and Lack*. Manchester: Manchester University Press, pp. 1–13.
- Vandenberghe, F. (2003): How is Society Possible? Towards a Metacritique of Reification. In: Lehmann, J. (Eds.): *Critical Theory: Diverse Objects, Diverse Subjects*. Amsterdam: JAI Press, pp. 297–314.
- Vobruba, G. (2001): Gesellschaftsinterne Kritik: Eine Positionsbestimmung. In: *Dialektik: Zeitschrift für Kulturphilosophie* 2, pp. 5–13.
- Wolin, R. (1992): *The Terms of Cultural Criticism: The Frankfurt School, Existentialism, Poststructuralism*. New York: Columbia University Press.
- Žižek, S. (1991): *For They Do Not Know What They Do: Enjoyment as a Political Factor*. London: Verso.
- Žižek, S. (1993): *Tarrying with the Negative. Kant, Hegel, and the Critique of Ideology*. Durham: Duke University Press.

Dr. Tomas Marttila
Wissenschaftlicher Mitarbeiter
Lehrstuhl für Soziologie insb. soziologische Theorie
Universität Bamberg
Feldkirchenstr. 21
96052 Bamberg
Email: tomas.marttila@uni-bamberg.de

Dipl.-Soz. Vincent Gengnagel
Wissenschaftlicher Mitarbeiter
Lehrstuhl für Soziologie insb. soziologische Theorie
Universität Bamberg
Feldkirchenstr. 21
96052 Bamberg
Email: vincent.gengnagel@uni-bamberg.de

Diskurse untersuchen – ein Gespräch zwischen den Disziplinen

Ende der 1990er Jahre hatten die (heutigen) Herausgeber der *Zeitschrift für Diskursforschung* zusammen mit einigen weiteren Kolleginnen und Kollegen begonnen, an der Universität Augsburg interdisziplinäre Tagungen zu veranstalten, die sich inhaltlich mit Fragen der Theorie, Methodologie und den Methoden der Diskursforschung befassen. Diese Tagungen stießen auf ein sehr breites Interesse. Unter den von Beginn an deutlich mehr als hundert TeilnehmerInnen war zudem ein breites Spektrum an Disziplinen vertreten, das bspw. Erziehungswissenschaft, Geschichtswissenschaft, Kritische Diskursanalyse, Politikwissenschaft, Soziologie und Sprachwissenschaft umfasste. Die 2001 und 2003 erstmals erschienenen und seit dem in mehreren erweiterten Neuauflagen publizierten Teilbände des Handbuches *Sozialwissenschaftliche Diskursforschung*,¹ in denen die verschiedenen Disziplinen vertreten sind, enthielten Beiträge, welche darauf zielten, Diskursforschung in den und über die Einzeldisziplinen hinweg als Forschungsperspektive zu etablieren.

Im Zusammenhang der aus diesen (und auch anderen) Initiativen heraus entstandenen Arbeitskontakte entstand im Augsburger *Arbeitskreis Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse* 2009 die Idee, in einem kleinen Kreis ein interdisziplinäres Gespräch zu führen und aufzuzeichnen, das zum einen die verschiedenen Wege der Teilnehmenden in die Diskursforschung klären sollte, zum anderen auch auf die Diskussion von Gemeinsamkeiten und Unterschieden theoretischer, methodologischer und methodischer, aber auch disziplinärer Art zielte. Dazu trafen sich im Oktober 2009 in Augsburg die Soziologen *Reiner Keller* (damals Universität Koblenz-Landau, Campus Landau, heute Universität Augsburg), *Werner Schneider* (Universität Augsburg) und *Willy Viehöver* (Universität Augsburg) aus dem Kreis der Augsburger Diskursforschungsgruppe mit dem Geschichtswissenschaftler *Achim Landwehr* (Universität Düsseldorf) und den Sprachwissenschaftlern *Wolf-Andreas Liebert* (Universität Koblenz-Landau, Campus Koblenz) sowie *Jürgen Spitzmüller* (damals Universität Zürich, heute Universität Wien).² Der ebenfalls eingeladene Wiener Historiker *Franz Eder* musste krankheitsbedingt kurzfristig absagen. Insgesamt war die Zahl der Teilnehmenden klein gehalten, um ein direktes und offenes Gespräch zu ermöglichen.³

1 Keller/Hirsland/Schneider/Viehöver (2011a, 2011b).

2 Biographische Angaben zu den Diskussionsteilnehmern am Ende des Beitrags.

3 Alle Beteiligten haben umfangreich zu Fragen der Diskursforschung publiziert; siehe dazu die Angaben im Literaturverzeichnis des Beitrages.

Aus verschiedenen Gründen hat sich die Veröffentlichung dieser über einen Tag laufenden Diskussion verzögert. Sie erscheint nun endlich in mehreren Teilen in der *Zeitschrift für Diskursforschung*. Dazu wurden die damaligen Diskussionsbeiträge von den Diskutierenden im Herbst 2014 überarbeitet und aktualisiert.⁴ Es handelt sich im Ergebnis – so hoffen zumindest alle Beteiligten – um eine Diskussion nach wie vor aktueller bzw. virulenter Fragen zwischen Ansätzen und Disziplinen, die zudem einige Hintergründe der jeweiligen Entwicklungen beleuchtet.

Reiner Keller, Januar 2015

Erster Teil: Biographischer Zugang

Werner Schneider: Während meines Studiums an der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU) in den 1980ern – Soziologie, Psychologie und Pädagogik – habe ich nicht unmittelbar mit Foucault oder dem Diskursbegriff gearbeitet, sondern lediglich in Seminaren das ein oder andere an Texten nebenbei mitbekommen (insbesondere in der Sozialpsychologie). Gleich nach dem Studium fing ich im Jahr 1989 damit an, mich intensiver mit der Thematik des Zusammenhangs von Sprache und Wirklichkeit zu beschäftigen, indem ich einen Vergleich zwischen Dell H. Hymes (1962) *Ethnographie des Sprechens* und Foucaults Diskursbegriff versucht habe. Hier spielte einerseits das Interesse an der Kulturanthropologie eine Rolle sowie andererseits meine soziologische ›Theorie-Sozialisation‹ während des Studiums, die um Verstehende Soziologie und Theorie der Symbolischen Interaktion kreiste. Obwohl mir diese Vergleichsperspektive zwischen kulturanthropologisch orientierter Linguistik, die Sprechen als gesellschaftliche Praxis zu fassen sucht, und Foucault damals interessant erschien, muss ich aus heutiger Sicht sagen, dass dabei für mich nicht viel rausgekommen ist. Aber zumindest so viel, dass ich von da aus angefangen habe, Foucault umfassender zu lesen und dann ab 1993 erstmal für mich versuchte, Wissenssoziologie, kulturtheoretische Perspektiven und die Diskursperspektive zusammenzubringen, indem ich in meiner Dissertation den Diskurs der Familiensoziologie zu Familienkonflikten aufgearbeitet habe. Das war nicht so angelegt, dass es mir um die theoretische Ausarbeitung einer umfassenden Diskursperspektive für die Soziologie ging, vielmehr war das zunächst Mittel zum Zweck, um gleichsam eine wissenschaftssoziologische Fragestellung zu untersuchen: Welche diskursiven Muster finden sich in der Familiensoziologie bei der Thematisierung von familialen Konflikten? – Und dennoch war dies schon der Versuch, Wissenssoziologie und Diskursperspektive zusammenzudenken; und das zu einer Zeit, in der nach meiner Erinnerung Foucault in der Soziologie noch kaum präsent war. Er wurde damals mit seinen Beiträgen in den Debatten im Rahmen von Kritischer Theorie, Philosophie, Strukturalismus und Poststrukturalismus wahrgenommen, aber im Grunde nicht in der Soziologie – weder in der soziologischen Theorie noch bei empirischen Analysen. Dies war der Hintergrund, der

4 Wir danken Kristina Hartfiel (Düsseldorf), die die Transkription der Aufnahmen vorgenommen hat.

Mitte der 1990er Jahre dazu führte, dass wir – Marten Hajer, Sven Kesselring und ich – am Institut für Soziologie in der Konradstraße (LMU) die Idee zu einem Gesprächskreis hatten, der sich dann mit Reiner Keller, Andreas Hirseland und Willy Viehöver schnell mit Augsburg verband und schließlich dorthin verlagerte – aber dazu kommen wir später vielleicht noch. Dann habe ich Ende der 1990er Jahre meine Habilitation zum Thema *Hirntod und Organtransplantation* (Schneider 1999) als Diskursanalyse geschrieben und dabei intensiver versucht, sowohl den Diskursbegriff zu entfalten als auch den Dispositivbegriff à la Foucault mit einzubauen. Zwar habe ich damals im Zuge der deutschen Transplantationsgesetzgebung der 1990er als empirisches Material die entsprechenden parlamentarischen Debatten diskursanalytisch untersucht, aber in diesem Zusammenhang bereits das Dispositivkonzept im Sinne der empirischen Frage nach dem Wandel des modernen Sterbe-/Todesdispositiv eingesetzt, wenngleich damals für eine intensivere theoretische Ausarbeitung im Rahmen der Habilitationsschrift kein Platz war. Seit her finde ich das Dispositivkonzept theoretisch interessant und analytisch fruchtbar und versuche vor allem, über das Verhältnis von Diskurs- und Dispositivbegriff nachzudenken, nicht nur im Blick auf Foucault, sondern auch darüber hinaus im Kontext von Wissenssoziologie und praxeologischen Ansätzen. Dies gilt vor allem im Hinblick auf die Debatte in der Soziologie, in der es auch um die Fragen nach den Möglichkeiten und Grenzen von Diskursanalysen ging und bis heute geht. Ich simplifiziere jetzt radikal: Bis heute wird der Diskursanalyse zum Teil der Vorwurf gemacht: »Ihr analysiert immer Diskurse *über* etwas und könnt dann aber letztlich nicht sagen, *was* da konkret vor sich geht«. Ob man diesen Vorwurf nun ernst nimmt oder nicht, er ist Richtungsanzeiger hin zu der Frage: Was haben wir in dieser Diskursforschungsperspektive noch für Begriffe und Konzepte, die es wert sind, genauer betrachtet zu werden? Einer dieser Begriffe war und ist für mich der Dispositivbegriff, der bislang immer noch weitgehend unterbelichtet und undiskutiert und aus meiner Sicht theoretisch noch problematischer und diffuser als der Diskursbegriff ist. Einen Beitrag zu einer theoretisch-konzeptionellen Klärung des Dispositivbegriffs habe ich dann in weiteren Arbeiten zusammen mit Andreas Hirseland sowie vor allem auch mit Andrea Bührmann versucht, aber ich stoppe jetzt lieber – vielleicht kommen wir da ja später noch darauf zurück.

Wolf-Andreas Liebert: Wir hatten Ende der 1980er Jahre in Heidelberg eine Arbeitsgruppe mit Rainer Wimmer, Dietrich Busse, Wolfgang Teubert und Fritz Hermanns und haben in der Zeit sehr intensiv über Diskurs und Foucaultsche Diskursbegriffe diskutiert. Das war damals noch eine Zeit, in der es einerseits schon Gesprächsanalysen, andererseits eine sehr ausgeprägte Textlinguistik gab, aber nach dem Text war gewissermaßen Schluss. Man konnte einzelne Texte analysieren, auch Korpora von Texten, aber es gab im Grunde keinen Begriff dafür, was gewissermaßen *zwischen* den Texten passiert. Es gab zwar den strukturalen Begriff der intertextuellen Relation, der zur Verfügung stand. Aber für alles, was über den Text hinausging, gab es kein Konzept. Und als es dann klar war, dass Foucault ein entscheidender Autor sein würde, hat man sich auf ihn konzentriert. 1994 gab es dann den für die Linguistik berühmten Aufsatz von Busse und Teubert »Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt?« (Busse/Teubert 1994), also kann man

überhaupt als Linguist über Diskurs forschen? Die beiden Autoren haben das an die damals existierende Korpuslinguistik angebunden und gesagt: ihr macht zwar alle was mit Korpora, habt aber letztendlich keinen Zugriff auf das, was über den Text hinausgeht und habt auch keine Vorstellung davon, wie die Relationen zwischen den Texten beschaffen sind. Und das war schon eine kleine Wende hin zu einer, wie Dietrich Busse gesagt hat, Diskurssemantik, also zum Inhalt von Diskursen. Die Ausrichtung des Diskursbegriffs damals war sehr stark inhaltlich geprägt, also auch was du sagst: »Diskurs über«, war damals ein großes Thema, da konnte man auch Korpora analysieren, wie große Mengen von Texten bei einem Thema zusammen wirken. Das hat bis heute den linguistischen Diskursbegriff sehr stark geprägt und es ist gegenwärtig meines Erachtens zum Teil ein Problem, dass zumeist eher thematisch ein Untersuchungsgegenstand ausgewählt wird, der einen interessiert, und anschließend nichts mehr folgt, was wohl auch an der theoretischen Einbettung liegen kann. Für mich war das insofern tatsächlich ein wichtiger Punkt, weil ich selbst auch Textlinguistik und Gesprächslinguistik gemacht und da auch verschiedene Projekte durchgeführt und bei der Verbindung von Wissenschaftsdiskursen und nichtwissenschaftlichen Diskursen (also Öffentlichkeit, Populärwissenschaft und so weiter) gemerkt habe, dass sich die Übergänge und Verknüpfungen vor allem diskurslinguistisch sehr gut erfassen lassen. Man bekam plötzlich auch ganz andere Objekte in den Griff. Ein Beispiel dafür ist, wie die klassische Stadtkommunikation betrieben wurde: man machte einfach Aufnahmen in bestimmten Gebieten und versuchte, Strukturen herauszuarbeiten. Da gab es ein großes ethnographisches Projekt vom IDS, das erste über die Stadt Mannheim, das in mehreren Bänden veröffentlicht wurde (vgl. Kallmeyer 1995). Wenn man jetzt aber mit dem Diskurskonzept herangeht, dann hat man auf einmal den gesamten Diskurs und dieser geht durch alle Stadtteile. Es gibt eben keine abgetrennten Stadtteile, der Diskurs zieht sich überall durch alle Schichten. Man erkennt erstmals vollständige Verbindungen. Das habe ich am Beispiel der Stadt Trier und der Luft-Schadstoff-Debatte, bei der man alle Beteiligten im Boot hatte, zeigen wollen (Liebert 2004). Man hat plötzlich eine Vielzahl von Akteuren heterogener Art, die aber alle in irgendeiner Weise zusammenhängen und diese Zusammenhänge können aufgezeigt werden. Das war für mich in der Tat ein ganz wichtiger Punkt, bei dem der Diskursbegriff in der Linguistik einen entscheidenden Fortschritt darstellte.

Reiner Keller: Wir sollten später nochmals darüber reden, ob das nicht den Boden der Linguistik verlässt.

Wolf-Andreas Liebert: Das kann gut sein, das ist zum Teil auch ein Problem: ist das noch Linguistik? Deshalb habe ich gedacht, man nimmt den Begriff der Diskurslinguistik, der hat sich mittlerweile etabliert, es gibt eine Diskurslinguistik, die sich damit beschäftigt und damit ist das gewissermaßen gerechtfertigt.

Reiner Keller: Ok. Werner Schneider hat ja schon für die Soziologie gesprochen, und ich will das etwas komplettieren. Als ich in den 1980er in Bamberg studiert habe, war der Diskursbegriff mit Jürgen Habermas, der Diskursethik und der Theorie des kommunika-

tiven Handelns besetzt (Habermas 1981). Foucault war gewissermaßen auf das Gefängnis, die Disziplinargesellschaft und das Panoptikum reduziert (Foucault 1977), damit haben sich einige kritische Leute auseinandergesetzt und ansonsten war es im damaligen Kontext eher der Duktus – wie die Diskussion von den Frankfurtern sehr stark ausging –, dass Foucault ein Autor sei, mit dem man sich im Grunde nicht beschäftigen brauchte oder sogar sollte (vgl. Habermas 1986). Und entsprechend wenig Platz hatte dieser auch im Soziologiestudium, zumindest an einer Universität wie Bamberg, obwohl es schon die ein oder andere Seminarsitzung gab, in der vor allem »Überwachen und Strafen« behandelt wurde – was vielleicht in Berlin (oder bei einigen wenigen von uns) anders gewesen sein mag. Von daher hatte ich im Grunde nicht sehr viel damit zu tun. Womit ich mich jedoch im Studium intensiver beschäftigt hatte, war die Wissenssoziologie in der Berger/Luckmann-Tradition, verbunden mit einer starken Perspektive auf qualitative bzw. interpretative Sozialforschung. Das war dort zum Teil vertreten. Und andererseits natürlich Ulrich Becks weit ausholende Gegenwartsdiagnose der Risikogesellschaft (Beck 1986). Dazu kam noch ein Faible für französische Soziologie. Ich habe dann im Grunde durch einen Zufall, biographische Karrierewege oder wie auch immer, am Anfang der 1990er Jahre in einem Projektzusammenhang bei der Münchener Projektgruppe für Sozialforschung gearbeitet. Das war ein kleineres Institut, welches sich aus selbsteingeworbenen Mitteln finanziert und Grundlagenforschung betrieben hat. Dort war ich zunächst in einem Projekt über Psychotherapieerfahrungen, das mit dem Deutungsmusterbegriff gearbeitet hat. Es ging auch um Fragen der Wissensverwendung und im Hinblick auf die Therapien natürlich auch um Foucaultsche Themen. Das lief dann aber aus. Und gleichzeitig begann ein anderes Projekt, so um 1992. Darin wurde hauptsächlich von Klaus Eder und Karl Werner Brand eine Untersuchung über ökologische Kommunikation in Deutschland und Europa vorangetrieben (Brand/Eder/Poferl 1997). Dabei war Ökologische Kommunikation nicht an Luhmann (1986) angelehnt, vielmehr bezog sich der Begriff allgemein auf die Umweltberichterstattung in den Massenmedien und das Projekt befasste sich mit den Fragen nach den Konjunkturen der Berichterstattung in Deutschland, die sich in den vergangenen zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren rekonstruieren lassen. Ebenso wurde nach den beteiligten Akteure gefragt und danach, welche Rahmungen – das war ein Begriff, der da eine wichtige Rolle spielte – auftreten, warum sich diese verändern, wie und vor allem auch warum das in Europa so unterschiedlich ist? Also in Frankreich ganz anders als in England oder Italien; die Themen sind anders, die Präsenz des Umweltthemas ist unterschiedlich. Und dieses Projekt hat mit dem Diskursbegriff gearbeitet bzw. mit einer bestimmten Variante, die aus den USA von William Gamson und anderen, die aus der Tradition des Symbolischen Interaktionismus kommen, übernommen wurde – eine soziologische Tradition, die schon länger öffentliche Debatten und Diskurse als *public discourses* untersucht hat. Dabei wurde erforscht, welche Akteure was machen und welche Definitionen diese durchzusetzen versuchen. In diesem Projekt habe ich ein paar Monate auf einer Vertretungsstelle mitgearbeitet, und es war es im Grunde so, dass die Beteiligten dort vorwiegend quantifizierend gearbeitet haben. Es gab auch linguistische Anknüpfungen mit der Idee, dass diese Diskurse, ihre Syntax und Semantik durch ein Kodierprogramm erfasst werden können. Das wurde aber nie realisiert. Ich

kam sowieso eher aus der qualitativen Tradition und hatte immer Bauchschmerzen mit diesem Vorgehen. Und in der amerikanischen Tradition von Gamson wurden solchen Studien auch quantifizierend durchgeführt und dementsprechend erfasst, wie oft welche Deutung in welchem Jahr auftaucht und ähnliches (Gamson/Modigliani 1989). Jürgen Gerhards (1992) in Deutschland arbeitete ebenfalls mit so einer Variante. In diesem Kontext habe ich dann angefangen, bei Karl-Werner Brand an der TU München meine Dissertation zu schreiben. Ich hatte ein Stipendium und promovierte über Mülldebatten in Deutschland und Frankreich und wollte das dezidiert anders machen, das heißt rein qualitativ bzw. als qualitative Fallstudie, und mein Betreuer gab mir alle Freiheiten dazu. In diesem Zusammenhang habe ich angefangen, Berger/Luckmann und Foucault zusammenzudenken bzw. habe ich zumindest mit den Überlegung angefangen, wie das mit bestimmten Traditionen der interpretativen Textbearbeitung in der deutschsprachigen qualitativen Forschung zusammenpassen kann, um das teilweise hier zu verankern, etwa statt von Frame, von Deutungsmuster zu sprechen usw. Ein Ziel bestand aber auch darin, diese Art der Analyse stärker methodologisch-methodisch durchzukomponieren als das in der Foucaultschen Perspektive der Fall gewesen ist (Keller 2009). Und es gab auch in der Grundausrichtung ein paar ähnliche Arbeiten: Maarten Hajer, ein Politikwissenschaftler, der damals auch in München war, arbeitete an seiner Studie über Sauren Regen und ebenfalls entlang der Idee der Verknüpfung von Berger/Luckmann und Foucault, aber ohne dies in besonderem Maße methodologisch-methodisch zu reflektieren, wie dies in den Politikwissenschaften häufig der Fall war (Hajer 1995). Und das war jetzt der Einstieg, mich tatsächlich mehr mit dem Diskursbegriff auseinanderzusetzen. Anschließend, so um 1994 herum, wurde ich von Ronald Hitzler und Anne Honer gebeten, einen Artikel über die Diskursforschung für ihr Buch über sozialwissenschaftliche Hermeneutik zu schreiben (Keller 1997). Dazu musste ich einiges Querbeet lesen, der Beitrag war 1995 fertig und das war dann auch der Zeitpunkt, an dem ich beschlossen hatte, mich später intensiver mit der Thematik zu befassen. In den Folgejahren habe ich aber zuerst die Dissertation fertig geschrieben und auch versucht, das ein oder andere Forschungsprojekt mit Diskursbezügen auf den Weg zu bringen. 1997 wechselte ich an die Universität Augsburg und um die Zeit herum haben wir (Werner Schneider, Willy Viehöver und Andreas Hirseland, der heute nicht hier ist) uns – das gehört ja auch dazu – nach und nach als Gruppe oder als Personen kennen gelernt und gemerkt, dass wir alle in irgendeiner Form mit dem Diskursbegriff arbeiten. Und in der Soziologie gab es im Grunde außerhalb der interaktionistischen Tradition, wie Stellenweise bei Hubert Knoblauch, soweit ich das in Erinnerung habe, nichts dazu (Knoblauch 1995). Wir haben dann angefangen, uns regelmäßig zu treffen und Texte von anderen zu diskutieren, zum Teil auch unsere eigenen Arbeiten. In der Folge – und nach der Fertigstellung der Dissertation im Jahre 1997 – haben wir diesen Arbeitskreis gegründet, zu dem übrigens auch Alexandra Obermeier gehörten, die später leider ausgestiegen ist, und auch Angelika Pofperl. Wir haben so ab Ende der 1990er in Augsburg die ersten großen interdisziplinären Tagungen zum Diskursbegriff veranstaltet, mit immer weit über hundert TeilnehmerInnen, wir hatten wohl ein Fass angestoßen. Daraus sind dann die Handbücher hervorgegangen, mit der Idee, unterschiedliche Perspektiven und Analysen der Diskursforschung syste-

matisch nebeneinander zu stellen und das Unternehmen zu konsolidieren (Keller/Hirse-land/Schneider/Viehöver 2011a, 2011b). Ich hatte dann die Idee, daran einen kleinen Einführungsband anzuschließen, habe versucht, mich kreuz und quer durch die Disziplinen zu lesen, also auch in die Linguistik hinein, in die Geschichtswissenschaft, in die Politikwissenschaft, – und bin dann in dem Zusammenhang zufällig auf Achim gestoßen, der ein paar Türen weitersaß und das gerade für die Geschichtswissenschaft machte (Landwehr 2001) – und dann meine Habilitation zu nutzen um meine eigene Perspektive retrospektiv aus meiner Dissertation heraus als Wissenssoziologische Diskursanalyse auszuarbeiten. Daraus ist dann eben das Buch entstanden (Keller 2005), das war etwa 2003 fertig, den Begriff und die Grundideen hatte ich erstmals Ende der 1990er auf einer unserer Tagungen benutzt.

Willy Viehöver: Reiner hat zum Teil auch schon meine Diskursgeschichte erzählt, also gehe ich an die Punkte zurück, an denen es Unterschiede gibt. Diese liegen gleich am Anfang; auch ich habe in den achtziger Jahren studiert, und mir ungefähr ab Mitte der achtziger Jahre Gedanken über die Magisterarbeit gemacht. In diesem Zusammenhang sind die beiden ersten Zugänge zur Diskursanalyse über Begriffe, denen ich im Grunde treu geblieben bin, erfolgt. Dies waren die Begriffe Mythos, Geschichte und Erzählung, die ich oft synonym gebrauche, auch wenn man deren Bedeutungsgehalt durchaus differenzieren kann. Anders als Lyotard würde ich sagen, dass auch moderne Gesellschaften weiterhin ihre großen Mythen und Erzählungen haben. Bestenfalls verhält es sich so, dass es beim Mythos immer um Gründungsereignisse geht, wenn ich hingegen von Narrationen rede, geht es mir, und hier folge ich Paul Ricoeur (2005), nicht nur um die Erfahrungsräume, die durch erzählerische Plot konstituiert werden, sondern durchaus auch um die Schaffung von etwas anderem, wie z.B. von neuen *Erwartungshorizonten*, um einen Begriff von Koselleck aufzunehmen. Mich hat im Studium zunächst die Frage beschäftigt, wie es dazu kam, dass im Laufe der achtziger Jahre die Lebensschützer in der Abtreibungsdiskussion zunehmend die Diskurse dominierten. Der Zugang zur Diskursanalyse erfolgte bei mir jedoch nicht hauptsächlich über die ›Konstanzer‹, also nicht über Berger/Luckmann, sondern eher über die Ethnologen. Grundlegend dafür waren Lévi-Strauss, Roland Barthes, Marshall Sahlins aber eben auch Mary Douglas. Und als ich Lévi-Strauss (1977) gelesen habe, fiel mir auf, dass da Stellen waren, wo dieser nur über die kalten Gesellschaften schrieb, die angeblich ohne Geschichte waren, was ich bezweifelte. Auch bei Lyotard, der davon sprach, dass die Zeit der großen Erzählungen zu Ende sei, war das ähnlich. Ich habe dies nicht so gesehen. Ich denke, dass der Mensch grundlegend, und dem Credo bleibe ich bis heute treu, ein Geschichtenerzähler ist. Daher muss man die Geschichten und Mythen in den eigenen Gesellschaften rekonstruieren. Ich habe das aber auch immer zugleich unter dem Aspekt betrachtet, dass es auf irgendeine Art und Weise auch körperliche Systeme der Symbolbildung (Douglas 1981) gibt. Und auch wenn ich das zu Beginn nicht unbedingt bewusst reflektiert habe, war das mein Anknüpfungspunkt bei der ersten Arbeit, die ich ungefähr so nannte: der Mythos der Frauenbewegung. Womit ich keineswegs sagen wollte, dass es nie eine Frauenbewegung gegeben hätte, sondern dass diese auch einen ganz bestimmten Gründungsmythos erzählte, und

dieser drehte sich eben um den Körper des Ungeborenen und was er symbolisiert. In diesem Sinne war es der Versuch eines diskurs- bzw. narrationstheoretischen Beitrags zur sozialen Bewegungsforschung, die damals en vogue war. Ich habe dann versucht, die Geschichten zu rekonstruieren, die das Ungeborene in seinen verschiedenen Rollen als narrative Figur erlebte, so etwa wie er bei einer bestimmten Gruppierung der Frauenbewegung benannt wurde, nämlich als ein »Parasit«. Abtreibungsmythen habe ich gewissermaßen als eine die kollektive Identität der Bewegung konstituierende Geschichte rekonstruiert, eigentlich müsste man hier im Plural sprechen, denn es gab mehrere Subkulturen der Frauenbewegung, die diese Mythen auf je typische Weise erzählten. Anschließend analysierte ich auch den ›Gegenmythos‹ und dessen spezifische Symbolisierung des Ungeborenen. Damals gab es diese großen Astronautenbilder, woran die Lebensschützer sich in ihrem Versuch orientiert haben, Bilder zu platzieren, bei denen man nur die Nabelschnur sah und sozusagen nichts von der Frau. Insgesamt konnte ich letztlich fünf oder sechs typische Geschichten um das Ungeborene rekonstruieren. Das war der erste Versuch, der vor allem auf einer episodisierenden Einteilung dieser Geschichten beruhte; damals hatte ich Ricoeur noch nicht gelesen und den konfigurativen Aspekt der Geschichten allenfalls indirekt betont. Was mir im Nachhinein dabei auffällt, ist meine stets vorhandene Idee, dass eine Diskursanalyse als eine Mythen- oder Narrationsanalyse immer auch versuchen sollte, mehr zu machen als nur zu beschreiben. In Bezug auf diesen erklärenden Anspruch diskutieren Reiner Keller und ich des Öfteren und sind da vermutlich eher unterschiedlicher Auffassung. Es ist für mich nach wie vor ein ungelöstes Problem, ob das geht oder nicht, aber das war für mich ein erster wesentlicher Ansatzpunkt für meine Überlegungen. Der zweite Zugang zur Diskursanalyse ergab sich dann im Zuge meiner Beschäftigung am europäischen Hochschulinstitut. Das ist deshalb erwähnenswert, weil wir – Reiner Keller und ich – uns damals auch schon kennen lernten. Ich hatte mich zunächst auch mit der Frame Analysis (Gamson, Benford usw.) beschäftigt und kam aber erst durch einen Workshop mit Margaret Somers, die von Klaus Eder ans European University Institute eingeladen wurde, auf neue Ideen. Somers wurde zwar sehr stark kritisiert, als sie von Citizenship, Habermas und dessen damals erst sehr spät ins Englische übersetzte Werk »Strukturwandel der Öffentlichkeit« sprach, aber sie hatte in ihren Vorträgen unter anderem Paul Ricoeur erwähnt und ich hatte die Gelegenheit, mich mit ihr darüber zu unterhalten. Meine daran anschließenden Überlegungen führten dazu, dass ich mein Ph.D. bzw. meine Dissertation nahezu vollständig überarbeitete und mich radikal von der Frame Analysis über die (Wieder-)Einführung des Narrationsbegriffs absetzte. In meiner Dissertation – mit dem für mich immer noch klangvollen Titel der »Wiederverzauberung des sublunaren Raumes« – konnte ich dann analysieren, welche Geschichten in modernen Gesellschaften über den Klimawandel erzählt werden. Ich glaube, dass dies im Grunde auf der Durkheimschen Vorstellung aufbaut, wonach wir nicht nur das Konzept von physikalischer Zeit unterstellen, sondern Durkheim nochmal ernster nehmen und auch die Vorstellungen von Raum und Zeit bzw. des biophysikalischen Raumes als diskursiv konstituiert denken müssen. Ich habe daran anschließend versucht, die Geschichten zu rekonstruieren, die bei der Erklärung des Klimawandels erzählt werden. Durch meine intensive Beschäftigung mit der Historie des Klimadiskurses

habe ich dann auch gemerkt, dass die Klimawissenschaftler ihre eigene Geschichte, die sie heute wieder kennen, vergessen hatten. Das waren also meine ersten beiden Berührungspunkte mit der Diskursforschung und mit unserem Kennenlernen (i.e. Werner Schneider, Andreas Hirseland und Reiner Keller) habe ich dann versucht, den vorher von mir kaum verwendeten Begriff Diskurs mit den Konzepten der Narration, der Erzählung und des Mythos an die Foucaultschen Diskursgeschichten anzukoppeln. Mit wechselndem Erfolg.

Jürgen Spitzmüller: Meine Diskursbiographie fängt bezeichnenderweise nicht in der Germanistik an. Diskursanalyse hat in meinem Germanistikstudium keine Rolle gespielt. Mein Ausgangspunkt in dieser Hinsicht war die Geschichtswissenschaft, mein zweites Hauptfach. Da war vor allem die Frühneuzeitgeschichte immer sehr stark avantgardistisch ausgerichtet: Es gab die Historische Anthropologie, die Nachläufer der Annales-Schule (in Form der Mentalitätengeschichte) und so weiter. Diskursgeschichte wurde dort ebenso diskutiert wie etwa die Wissenssoziologie, wodurch ich Autoren wie Berger/Luckmann, Foucault usw. kennengelernt habe. Neben dieser Beschäftigung im historiographischen Kontext fing ich in der Germanistik an, mich dafür zu interessieren, was man damals »Sprachbewusstseinsgeschichte« oder »Sprachreflexion/Sprachkritik« genannt hat. Ich habe mich dann entschlossen, meine Abschlussarbeit in diesem Kontext zu verorten. Da habe ich mich mit Fragen beschäftigt wie: Wie kommt es, dass es verschiedene Wertzuschreibungen zu sprachlichen Formen gibt? Was bewirken diese? Wie kann man erklären, dass es offenbar soziale Gruppen gibt, die sich gar nicht verständigen können, wenn sie über Sprache sprechen, insbesondere Sprachwissenschaftler und Sprachkritiker, deren »schwieriges Verhältnis« die Linguistik zu der Zeit sehr beschäftigt hat. Linguisten haben sich immer beklagt, dass sie nicht ernst genommen werden, dass ihre Argumente in »der Öffentlichkeit« nicht ankommen und ähnliches. Wenn man die Auseinandersetzungen jedoch genauer in den Blick nimmt, wird sehr schnell klar, dass die Sprachkritiker zwar hören, jedoch nicht akzeptieren, was die Linguisten zu Sprache und Sprachwandel sagen.

Bei meiner Beschäftigung mit diesen Fragen habe ich gemerkt, dass die Theorien, mit denen ich mich in der Geschichtswissenschaft beschäftigt habe, sich sehr gut zur Erklärung des Problems eignen. Die ganze Debatte im Foucaultschen Sinn als »Diskurskonflikt« – oder auch im Fleckschen Sinn als »Denkstilkonflikt« (Fleck 1935\2010) – zu betrachten, erschien mir als plausibelste Möglichkeit, das Thema zu bearbeiten. Ich habe dann angefangen auszuarbeiten, wie diese Theorien in der Linguistik situiert werden könnten, und muss zu meiner Schande gestehen, dass ich erst recht spät festgestellt habe, dass es in der Linguistik schon längst Adaptionen der Diskurstheorie gab! Erst nachdem ich mich durch das halbe Foucaultsche Oeuvre und die diskurstheoretischen Entwürfe anderer Wissenschaftsdisziplinen (wie der Geschichtswissenschaft und der Literaturwissenschaft) durchgearbeitet hatte, bin ich auf Busse, die »Düsseldorfer«, die Kritische Diskursanalyse usw. gestoßen. Nach dem ersten Schreck war das dann natürlich eine enorme Hilfe, da ich dadurch für die Arbeit auf ein Arsenal von ausgearbeiteten Methoden und Musterstudien zurückgreifen konnte, ohne das Rad neu erfinden zu müssen.

In meiner Dissertation (Spitzmüller 2005) habe ich die Frage dann weiterverfolgt. Sie konzentrierte sich auf eine spezifische sprachideologische Debatte, nämlich den damals medial sehr präsenten Diskurs um Anglizismen, wobei eine zentrale Frage wieder war: Wie ist die Kluft zwischen den Sprachwissenschaften und den verschiedenen Diskursgemeinschaften, die sich in den Medien zu dem Thema äußern, zu erklären? Dafür konnte ich dann auf bestehende Konzepte zurückgreifen, auf Andreas' Metapherntheorie (Liebert 1992) und die Metapherntheorie von Lakoff/Johnson (1980), die Lexemanalyse, die Fritz Hermanns und andere ausgearbeitet haben (vgl. bspw. Hermanns 1994), die Topoanalyse von Martin Wengeler (2003) usw. Ich konnte unmittelbar daran anschließen und würde mich deshalb auch als einen »Diskurslinguisten der zweiten Generation« bezeichnen. Während die »erste Generation« mit der Etablierung der Diskurslinguistik und der Ausarbeitung eines sprachwissenschaftlich soliden Diskurskonzepts beschäftigt war, fanden wir, die zweite Generation, sozusagen schon ein gemachtes Nest vor – wir konnten uns an bestehenden Ansätzen orientieren und die vorgeschlagenen Methoden und Konzepte direkt verwenden.

Im Rahmen der Dissertation wurde mir dann auch bewusst, dass ich tatsächlich einer anderen Generation angehöre. Die Schulbildung in der Linguistik war sehr stark, und sie wirkt bis heute nach: Da gab es die »kritische Gemeinde« und die »deskriptive Gemeinde«, und die einen wollten mit den anderen nichts zu tun haben; sie haben sich teilweise heftig bekämpft. Ich habe das inhaltlich nie verstanden, da beide Ansätze in vielen Teilen ähnlich sind, aber auch beide etwas enthalten, was dem jeweils anderen Ansatz fehlt – Stärken, die man zu beider Vorteil kombinieren kann, was ich dann auch versucht habe.

Nach Abschluss der Dissertation fing ich an, mit ein paar Leuten zu diskutieren, wie man das zunehmend »explodierende« Feld der linguistischen Diskursanalyse in den Griff bekommen kann, weil es plötzlich eine immer weniger überschaubare Menge von Zugängen gab. Die Zahl der Arbeiten, die in der einen oder anderen Form sprachwissenschaftliche Diskursanalysen vorgenommen haben, hat enorm zugenommen, dabei wurde methodisch viel experimentiert, und natürlich sind auch die linguistischen Diskurskonzepte zunehmend diffundiert. »Ist das jetzt noch »ein Programm«, haben wir uns gefragt, »oder sind das gänzlich unterschiedene Ansätze, die zwar alle den Anspruch erheben, »wir machen Diskurs«, und die sich vielleicht auf die gleichen Theoretiker (vor allem Foucault) beziehen, aber eben mit sehr unterschiedlichem Ausgang?« Und das ist die Frage, die ich in den letzten Jahren mit Ingo Warnke und anderen versucht habe weiterzuverfolgen: Gibt es die Möglichkeit, eine Methodologiedebatte anzustoßen und zu fragen, was haben wir und was können wir überhaupt? Und ganz wichtig sowohl für uns Linguisten als auch die aktuelle Diskussionsrunde finde ich die bereits angesprochene Frage, wo denn unser Kompetenzbereich als Linguisten aufhört? Also: Wozu können wir was Gescheites sagen, wo sind wir vielleicht auch die, die absolut priorisiert sind, was zu sagen, und wo hört unser Kompetenzbereich auf, wo brauchen wir ganz dringend Hilfe aus anderen Disziplinen? Das sind natürlich sehr graduelle Übergänge, und wir haben ja schon kurz angesprochen, wo die Grenzen der Linguistik vielleicht liegen. Das ist aber natürlich auch nicht pauschal festzumachen, das ist keine eindeutig beantwortbare Frage.

Aber sich etwa die Frage zu vergegenwärtigen, ob wir z.B. den Diskursbegriff ein bisschen stärker linguistisch definieren können, so dass er für Linguisten brauchbar wird, ist schon wichtig – und das hat ja Busse mit seiner Beschäftigung damit, wie mit dem Aussagekonzept umgegangen werden kann, schon früh gemacht (Busse 1987). Damit ist die Frage aber natürlich noch nicht erschöpfend beantwortet. Weiterhin haben wir uns gefragt: Was genau sollten wir eigentlich untersuchen? Sollten wir tatsächlich nur Korpora und nur gedruckte Texte, nur Massenmedien analysieren? Ist es befriedigend, dass alle Leute nur Zeitungstexte untersuchen und dann sagen, das ist »der Diskurs«? Oder ist das nicht vielleicht eine zu starke Verkürzung? Und wenn ja, was erfordert es, wenn wir zum Beispiel auch auf gesprochene Sprache Bezug nehmen wollen? Was heißt das forschungspraktisch, was heißt das methodisch, wenn wir nicht nur Massenmedien analysieren wollen? Und in Bezug auf die Methoden haben wir angefangen, zunächst mal zu sammeln, was wir als Linguisten überhaupt an Methoden haben, dann zu überlegen, welche Aspekte wir mit einzelnen »diskurslinguistischen« Methoden beschreiben, in welchem Bezug die einzelnen Methoden zu Wissen, Diskurs und Epistemen stehen, was sie also zu deren Erkenntnis leisten. In dem Zusammenhang haben wir schließlich auch die Frage gestellt: Wo kommen die Methoden eigentlich her, und sind sie für das, was wir als Diskurslinguisten damit machen wollen, überhaupt geeignet, wenn man sich ihren Entstehungskontext vergegenwärtigt? Oder müssen wir sie zunächst adaptieren, oder vielleicht sogar über Bord werfen? Diese ganze methodologische Diskussion beschäftigt mich zurzeit sehr.⁵ Das ist natürlich auch eine interdisziplinäre Diskussion, in der wir uns als Linguisten, glaube ich, ganz dringend mit anderen Fächern austauschen müssen.

Landwehr: Bevor ich loslege, wollte ich als Frühneuzeitler nochmal nachfragen, weil Du die Frühneuzeitler so gelobt hast: Wann hast du bei wem studiert? Nicht, dass sich unsere Aussagen widersprechen... (lacht)

Spitzmüller: In den Neunzigerjahren in Freiburg vor allem bei Wolfgang Reinhardt und seinem damaligen Assistenten Peter Burschel.

Achim Landwehr: Dann haben wir gewissermaßen parallele Biographien, weil ich auch Frühe Neuzeit studiert habe, auch bei Reinhard, Burschel und anderen. In gewisser Weise kann ich in der Tat an das, was du gesagt hast, anknüpfen, und in anderer Hinsicht gibt es dann sicherlich Unterschiede.

Mein Studium in der ersten Hälfte der Neunziger war nicht geprägt von Foucault oder Diskursfragen. Das kam im Studium in der Form im Grunde nicht vor, eher in indirekter Weise, wie Du schon angesprochen hast, über die Historische Anthropologie zum Beispiel. Aber wie ich auf dieses Thema, auf diese Autoren, auf die Texte, auf die Ideen gekommen bin, das hing sicherlich wie auch bei vielen anderen zum einen mit biographischen Zufällen, institutionellen Anbindungen, die man jetzt gerade hat oder nicht hat,

5 Vgl. für Ergebnisse dieser Beschäftigung Warnke/Spitzmüller (2008) und Spitzmüller/Warnke (2011).

zusammen, und zum anderen mit persönlichen Interessen, die dann in einem mehr oder weniger glücklichen Fall gerade passfähig gemacht worden sind. Also wie gesagt, während des Studiums spielte das für mich nicht so eine großartige Rolle, ich habe auch nicht explizit danach gesucht. Es gab sicherlich in der historischen Diskussion schon in den Achtzigern und frühen Neunzigern einige Autoren, die sich positiv darauf bezogen haben. Die hatten aber wohl eine dissidente Position; das kann man auch ganz handfest machen, weil das zum Teil Leute sind, die es dann ganz einfach nicht in den Betrieb geschafft haben, die sind dann in irgendwelchen Forschungsinstituten auf Mitarbeiterstellen hängen geblieben und haben den Sprung zur Professur nie geschafft, und ich glaube, das ist kein Zufall. Und es gab eine ganze Menge Leute, die sich auf Diskurs, Foucault, et cetera in negativer, abgrenzender Weise bezogen haben. Also da, wie auch in anderen Fächern, gab es und gibt es zum Teil immer noch eine etwas harsche Debatte. Allerdings klingt die jetzt wirklich langsam aus, das ist auch ein Generationenphänomen. In den Achtziger- und auch noch Neunzigerjahren ist das zum Teil auch ideologisch betoniert geführt worden. Und da war es sicherlich nicht ganz einfach, innerhalb der Geschichtswissenschaften Zugang zu solchen theoretischen Debatten und Überlegungen zu finden. Bei mir kam das auch eher über die Berger/Luckmann-Schiene. Im Rahmen der Magisterarbeit habe ich mich mit irischer Geschichte des 16./17. Jahrhunderts beschäftigt. Ich meinte, das teilweise theoretisch unterfüttern zu müssen, einfach auch deswegen, weil es mich interessiert hat. Ich weiß ehrlich gesagt nicht mehr, wie oder wieso ich dann Berger/Luckmann in die Hand bekommen habe, aber das war tatsächlich ein ›Augenöffner‹ für mich. Und da passte und fügte sich einiges zusammen und funktionierte wunderbar für meine Arbeit, womit sich gewissermaßen ein ›Schleusentor‹ geöffnet hat. Dann kam tatsächlich der biographische Zufall dazu, beziehungsweise die richtige institutionelle Anbindung: Für die Dissertation hatte ich eine Doktorandenstelle am Max-Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte. Die Juristen sind jetzt Mitte der Neunziger sicherlich auch kein Laden gewesen, wo alle auf Foucault aufgesprungen wären, aber gerade an diesem Institut mit viel Freiraum, den man da zum Arbeiten und Forschen hatte, gab es sehr viele Leute, die sich mit allen möglichen theoretischen Texten herumgeschlagen haben. Das ging los bei Heidegger, da wurden auch alle Philosophen durchdekliniert, und weiter: Bourdieu, Foucault, Lyotard, alles! Das wimmelte wirklich nur so. Und da gab es ein sehr aufgeregtes und spannendes Diskussionsfeld, und da bin ich recht intensiv mit den Themen in Kontakt gekommen, also wesentlich intensiver, als ich das ansonsten im normalen Universitätsbetrieb gekommen wäre. Und das war sicherlich eine sehr gute Schule. Für die Doktorarbeit selbst habe ich das noch nicht so sehr in Anschlag gebracht. Das lief zunächst noch parallel; die Doktorarbeit hatte damit tatsächlich noch nicht so viel zu tun bzw. ich habe mich methodisch noch nicht in dem Maße darauf eingelassen. Das lief also noch parallel – die theoretischen Diskussionen im Biergarten und die Abfassung der Doktorarbeit. Mir schien es dann relativ schnell wichtig, gerade angesichts einer gewissen, immer noch vorherrschenden Antihaltung gegenüber ›den Franzosen‹, wie es dann sehr häufig und diffamierend in solchen historischen Diskussionen hieß, klar zu machen, dass man mit ›diesen Franzosen‹, mit diesen Theoretikern unterschiedlicher Couleur, auch historisch-empirisch eine ganze Menge anfangen kann; dass das nicht nur verquaste

theoretische Texte sind, die uns nicht zu sagen haben, weil wir Historiker ja angeblich nur Quellen lesen und nur wissen wollen, wie es früher gewesen ist, und wie auch immer sonst solche typischen Reden beschaffen sind; ich wollte vielmehr zeigen, dass uns das auch für den historischen Zusammenhang enorm viel helfen kann. Und von daher der Impetus und das – im Nachhinein muss ich sagen – fast schon wahnwitzige Unterfangen, mal zu sagen: »Jetzt zeig ich euch mal, wie man das macht«. Dann kam das Angebot für eine neue Einführungsreihe – da könnte man doch mal was machen zur Historischen Diskursanalyse – und dann hab ich mich hingesetzt und was dazu geschrieben. Das scheint einen gewissen Nerv getroffen zu haben, weil es zumindest einige Leute interessiert hat und sich auch die Verlage immer zufrieden gezeigt haben im Hinblick auf Absatzzahlen – anscheinend bis heute. Das hat offensichtlich funktioniert. Im Rahmen der Habilitation ging es anschließend um venezianische Geschichte in der Frühen Neuzeit und da habe ich das erste Mal versucht, das im Rahmen einer größeren Arbeit durchzuführen. Und inzwischen kann man auch gewiss feststellen – das ist tatsächlich auch ein generationelles Phänomen – das sich diese betonierte Antihaltung aufgelöst hat bzw. in vereinzelte ›Altherren-Club-Debatten‹ diffundiert ist. Das spielt sicher keine große Rolle mehr, es gibt zwar immer noch bisweilen ein paar Ausfälle, aber die werden eher als parodistische Ausrutscher wahrgenommen. Ansonsten muss man feststellen, oder kann man und darf man feststellen – je nachdem wie man das einschätzen möchte –, dass es für eine Gruppe jüngerer Historikerinnen und Historiker inzwischen selbstverständlich ist, mit solchen Texten und mit Diskursbegriffen zu hantieren – was Fluch und Segen gleichzeitig ist. Fluch insofern, als es in der Tat schwierig ist festzumachen, wo unsere methodologischen Fähigkeiten und Kompetenzen liegen, bei denen wir tatsächlich was liefern können und auch mehr liefern wollen, und wo es beliebig und der Begriff Diskurs in der Tat zu einem Label wird, das aufgeklebt wird, ohne dass damit die Inhalte verbunden werden, von denen wir uns wünschen, dass sie damit in Zusammenhang gebracht werden. Sicher ist das hinsichtlich der Wahrnehmung von Diskurstheorie eine Erfolgsgeschichte, aber auch eine Erfolgsgeschichte mit den negativen Erscheinungen, die damit einhergehen.

Spitzmüller: Mir ist noch was eingefallen, bei dem, was du erzählt hast. Einer der Gutachter meiner Dissertation, ein bekannter Korpus- und Soziolinguist, hat zu mir gesagt: Das war wirklich eine sehr interessante Arbeit, aber wenn Sie sich habilitieren wollen, dann machen Sie doch dann besser etwas Linguistisches – ganz offensichtlich ein gut gemeinter Rat. Das gibt es also schon noch. Aber es gibt eben auch eine ganz starke Gegenbewegung, die darin besteht, dass jetzt alle ›Diskurs machen‹, auch wenn sie im Grunde textlinguistisch arbeiten.

Landwehr: Ja. Solche Geschichten kann wahrscheinlich jeder von uns erzählen. Eine für mich auch sehr eindrückliche Begegnung war eben an diesem Max-Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte in Frankfurt, da haben wir dann eben zwischendurch auch Wochenenden veranstaltet und 500 Seiten Foucault, Bourdieu, Lyotard und andere durchgearbeitet, auch mit dem Leitungsgremium – da gab es so ein Graduiertenkolleg

mit dem professoralen Leitungsgremium, alles Juristen –, haben uns zusammengesetzt und die Köpfe heiß geredet, und das war gut, hat Spaß gemacht, war intensiv, und man hat was gelernt, und Luhmann und alles, was nicht bei drei auf den Bäumen war, war auch dabei. Ein für mich sehr eindrückliches Erlebnis war dabei folgendes: Nachdem wir dann tatsächlich zwei Tage da saßen und intensiv diskutiert hatten, und sich selbst die Professoren, die sich von Haus aus nicht dafür interessierten, darauf eingelassen haben, kam einer der Professoren auf mich zu und sagte: »Ja, also, wissen sie Herr Landwehr, das war wirklich interessant, aber eigentlich lese ich ja Quellen, das brauch ich ja alles gar nicht«. Und ich dachte mir: Warum reden wir denn zwei Tage hier, nur damit dieser Mensch mir jetzt nach zwei Tagen sagen kann: »Eigentlich brauch ich es ja nicht, ich lese ja Quellen!«.

Liebert: Ich kann da auch noch eine Anekdote erzählen!

Landwehr: Eine kleine Anekdotenrunde!

Liebert: Am Ende des Habilitationsverfahrens habe ich meine Antrittsvorlesung gehalten über die Luft-Schadstoffdebatte in der Stadt Trier. Und danach kam einer der Mitguter auf mich zu und sagte: »Ja, was Sie gemacht haben, ist die Linguistik des 21. Jahrhunderts«, da habe ich gedacht: »Ja toll!« und so etwas in der Art, und anschließend kam aber noch ein anderer auf mich zu und sagte: »Was der meint ist, das ist völliger Kappes, was du gemacht hast!«.

(Aufbrausende Heiterkeit)

--- Ende Teil 1---

Literatur

- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brand, K.-W./Eder, K./Pofel A. (Hrsg.) (1997): Ökologische Kommunikation in Deutschland. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bührmann, A./Schneider, W. (2012): Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse. Bielefeld: transcript.
- Busse, D. (1987): Historische Semantik. Analyse eines Programms. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Busse, D./Teubert, W. (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Busse, D./Hermanns, F./Teubert, W. (Hrsg.): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 10–28.
- Debus, F./Kallmeyer, W./Stickel, G.(Hrsg.) (1994): Kommunikation in der Stadt, Band 4. Berlin und New York: de Gruyter.
- Douglas, M. (1981): Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien zur Industriegesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Eder, F. (Hrsg.) (2006): *Historische Diskursanalysen: Genealogie, Theorie, Anwendungen*. Wiesbaden: VS.
- Eder, F./Kühschelm, O./Linsboth, C. (2014): *Bilder in historischen Diskursen*. Wiesbaden: VS.
- Fleck, L. (1935\2010): *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1977): *Überwachen und Strafen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1989a): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit, Band 1*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1989b): *Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit, Band 2*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1989c): *Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit, Band 3*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gamson, W. A./Modigliani, A. (1989): *Media discourse and public opinion on nuclear power: a constructionist approach*. In: *American Journal of Sociology* 95, S. 1–37.
- Gerhards, J. (1992): *Dimensionen und Strategien öffentlicher Diskurse*. In: *Journal für Sozialforschung* 3/4, S. 307–318.
- Habermas, J. (1981): *Theorie des kommunikativen Handelns, Band 2*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, J. (1986): *Der philosophische Diskurs der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hajer, M. A. (1995): *The Politics of Environmental Discourse – Ecological Modernization and the Policy Process*. Oxford: Clarendon Press.
- Hermanns, F. (1994): *Schlüssel-, Schlag- und Fahnenwörter. Zu Begrifflichkeit und Theorie der lexikalischen »politischen Semantik«*. Heidelberg: Universitätsverlag.
- Hymes, D. (1962): *The ethnography of speaking*. In: Gladwin, T. v./Sturtevant, W.C. (Hrsg.): *Anthropology and human behavior*. Washington D.C.: The Anthropological Society of Washington, S. 13–53.
- Kallmeyer, W. (Hrsg.) (1995): *Kommunikation in der Stadt. Teil 2: Ethographien von Mannheimer Stadtteilen*. Berlin und New York: de Gruyter.
- Keller, R. (1994): *Verstreute Expertisen. Psychologisches Wissen und Biographiekonstruktion*. In: Hitzler, R./Honer, A./Maeder, C. (Hrsg.): *Expertenwissen*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 62–73.
- Keller, R. (1997): *Diskursanalyse*. In: Hitzler, R./Honer, A. (Hrsg.): *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. Opladen: Leske und Budrich, S. 309–335.
- Keller, R. (2005): *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms*. Wiesbaden: VS.
- Keller, R. (1998\2009): *Müll – Die gesellschaftliche Konstruktion des Wertvollen*. Wiesbaden: VS.
- Keller, R. (2011): *Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen, 4. Auflage*. Wiesbaden: VS.
- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2001\2011a): *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 1: Theorien und Methoden, 3. erweiterte Auflage*. Wiesbaden: VS.
- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2003\2011b): *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 2: Forschungspraxis, 4. Auflage*. Wiesbaden: VS.
- Keller, R./Viehöver, W./Schneider, W. (Hrsg.) (2012): *Diskurs – Macht – Subjekt: Theorie und Empirie von Subjektivierung in der Diskursforschung*. Wiesbaden: VS.
- Knoblauch, H. (1995): *Kommunikationskultur. Die kommunikative Konstruktion kultureller Kontexte*. Berlin: de Gruyter.
- Lakoff, G./Johnson, M. (1980): *Metaphors we live by*. Chicago und London: University of Chicago Press.
- Landwehr, A. (2001): *Geschichte des Sagbaren. Einführung in die historische Diskursanalyse*. Tübingen: edition diskord.
- Landwehr, A. (2008): *Historische Diskursanalyse*. Frankfurt am Main und New York: Campus.
- Lévi-Strauss, C. (1977): *Strukturelle Anthropologie I*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Liebert, W.-A. (1992): *Metaphernbereiche der deutschen Alltagssprache. Kognitive Linguistik und die Perspektiven einer Kognitiven Lexikographie*. Frankfurt am Main: Lang.

- Liebert, W.-A. (2004): Diskursdynamik in der Risikokommunikation. Eine diskurslinguistische Untersuchung der Trierer Luftschadstoff-Debatte. In: Deutsche Sprache 32(2), S. 137–161.
- Liebert, W.-A. (2009): Mit Bezug auf Sprache. Tübingen: Günter Narr Verlag.
- Liebert, W.-A./Neuhaus, S./Paulus, D./Schaffers, U. (Hrsg.)(2014): Künstliche Menschen. Transgressionen zwischen Körper, Kultur und Technik. Königshausen & Neumann.
- Liebert, W.-A./Geideck, S. (Hrsg.)(2003): Sinnformeln. Linguistische und soziologische Analysen von Leitbildern, Metaphern und anderen kollektiven Orientierungsmustern. Berlin und New York: de Gruyter.
- Liebert, W.-A./Weitze, M.-D. (Hrsg.)(2006): Kontroversen als Schlüssel zur Wissenschaft? Wissenskulturen in sprachlicher Interaktion. Bielefeld: transcript.
- Luhmann, N. (1986): Ökologische Kommunikation. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mutz, G./Kühnlein, I. (1996): Psychotherapie als Transformationsprozeß. Expertenwissen im Alltagshandeln ehemaliger Klienten. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Ricœur, P. (2005): Vom Text zur Person. Hamburg: Meiner.
- Schneider, W.: (1999): »So tot wie nötig – so lebendig wie möglich!« Sterben und Tod in der fortgeschrittenen Moderne. Eine Diskursanalyse der öffentlichen Diskussion um den Hirntod in Deutschland. Münster: Lit-Verlag.
- Spitzmüller, J. (2005): Metasprachdiskurse. Einstellungen zu Anglizismen und ihre wissenschaftliche Rezeption. Berlin und New York: de Gruyter.
- Spitzmüller, J./Warnke I. (2011): Diskurs-Linguistik. Berlin: de Gruyter.
- Spitzmüller, J./Warnke, I. (2011): Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse. Berlin und Boston: de Gruyter.
- Viehöver, W./Keller, R./Schneider, W. (Hrsg.) (2013): Diskurs · Sprache · Wissen. Interdisziplinäre Beiträge zum Verhältnis von Sprache und Wissen in der Diskursforschung. Wiesbaden: VS.
- Warnke, I./Spitzmüller, J. (2008): Methoden und Methodologie der Diskurslinguistik – Grundlagen und Verfahren einer Sprachwissenschaft jenseits textueller Grenzen. In: Warnke, I./Spitzmüller, J. (Hrsg.): Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene. Berlin und New York: de Gruyter, S. 3–54.
- Wengeler, M.(2003): Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985). Tübingen: Niemeyer.

Angaben zu den Teilnehmer der Diskussion

Reiner Keller studierte Soziologie an den Universitäten Saarbrücken, Rennes (F) und Bamberg. 1997 wurde er an der TU München promoviert; 2004 an der Universität Augsburg mit der Arbeit zur Wissenssoziologischen Diskursanalyse habilitiert. Er ist Inhaber des Lehrstuhls für Soziologie an der Universität Augsburg.

Achim Landwehr studierte von 1990 bis 1995 Geschichte, Germanistik und Rechtsgeschichte an den Universitäten in Augsburg, Freiburg, Basel und Dublin. 1999 wurde er an der Universität Freiburg im Fach Geschichte promoviert. Seit April 2008 ist er Professor für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

Wolf-Andreas Liebert, von 1981 bis 1988 Studium der Germanistischen Linguistik und der Politischen Wissenschaft an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. 1991 wurde er an der Universität Heidelberg im Bereich Germanistischer Linguistik mit zweitem Hauptfach Politische Wissenschaft promoviert. Seit 2002 Universitätsprofessor an der Universität Koblenz-Landau, Campus Koblenz.

Werner Schneider studierte Soziologie und Pädagogik an der Ludwig-Maximilians-Universität München. 1993 wurde er am dortigen Institut für Soziologie promoviert; seit 2003/04 Professor für Soziologie unter Berücksichtigung der Sozialkunde an der Philosophisch-Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Augsburg

Jürgen Spitzmüller studierte von 1994 bis 2000 Germanistik und Geschichte an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. 2004 wurde er an der dortigen philologischen Fakultät promoviert. Von 2003 bis 2007 Assistent am Deutschen Seminar der Universität Zürich. August 2014, Ruf auf die Universitätsprofessur für Angewandte Sprachwissenschaft am Institut für Sprachwissenschaft der Universität Wien (angenommen zum 1. März 2015).

Willy Viehöver ist Dr. (Ph.D.) der Politik- und Gesellschaftswissenschaften; er studierte Soziologie, Psychologie und Pädagogik an der Heinrich-Heine-Universität zu Düsseldorf, promovierte am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz über Klimadiskurse und ist seit 1999 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Augsburg.

Udo Göttlich

Stuart Hall (1932 – 2014) – Ein Nachruf

Im Februar des vergangenen Jahres verstarb der Kulturtheoretiker und Begründer der British Cultural Studies Stuart Hall. Er wurde 1932 in Kingston/Jamaika geboren und kam im Jahr 1951 als Rhodes Scholar an das Merton College der Oxford University, um englische Literatur zu studieren. Ab 1954 engagierte er sich, nachdem er seine Promotion über Henry James aufgegeben hatte, sowohl politisch als auch akademisch als Mitbegründer und Redakteur der neu gegründeten Zeitschrift *Universities and the New Left*, die unter seiner Herausgeberschaft und in Fusion mit dem u.a. von Edward P. Thompson edierten *New Reasoner* ab 1960 als *New Left Review* erschien. Am Chelsea College in London hatte er von 1961 bis 1964, nach ersten Tätigkeiten als Vertretungslehrer in Brixton, eine Dozentur für Film- und Medienwissenschaft. Von dort ging er im Jahr 1964 als Mitarbeiter Richard Hoggarts an das neu gegründete Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS) an der University of Birmingham. Nachdem Hoggart zur UNO nach Paris wechselte, begann im Jahr 1968 unter Halls Leitung als Direktor in den postgraduierten Studiengruppen am CCCS die intellektuelle und akademische Ausformulierung des Cultural Studies Approachs. Mit dem Ende seines Direktorats am CCCS war Hall von 1979 bis 1997 Professor für Soziologie an der Open University in Milton Keynes. Mehrere Gastprofessuren verbrachte er in den 1990er Jahren zudem in den USA und von 1995 bis 1997 war er Präsident der British Sociological Association.

Halls Einfluss innerhalb der Cultural Studies ist bis heute unerreicht. Im Unterschied zu Raymond Williams, Richard Hoggart oder Edward P. Thompson, die in der Gründungsphase der neuen kulturtheoretischen und –analytischen Perspektive in den 1950er Jahren mit bis heute einschlägigen Monographien hervorgetreten sind, geht Stuart Halls Einfluss neben seinen grundlegenden kultur- und sozialtheoretischen Aufsätzen der siebziger und achtziger Jahre auf zahlreiche von ihm (mit-)herausgegebene Sammelbände zurück, die immer wieder seine Fähigkeit beweisen, Zusammenhänge zwischen Problem- und Theoriebereichen neu und anders herzustellen. Hall gilt als einer der maßgeblichen und visionärsten kritischen Intellektuellen Englands, dessen Werk international eine hohe Verbreitung und Anerkennung findet.

Bereits 1964 erschien sein zusammen mit Paddy Whannel geschriebenes Buch *The Popular Arts*, mit dem sich eine erste Ausrichtung seiner wissenschaftlichen Arbeit in der Analyse massen- bzw. populärkultureller Produkte und Phänomene am CCCS ausdrückt und sich von hier aus auf weitere Gebiete, angefangen von der Ideologiekritik über die Prozesse kultureller und gesellschaftlicher Hegemoniebildung oder der Veränderung nationalstaatlicher Politik unter dem Einfluss des Neoliberalismus erstreckt. Später finden sich Arbeiten, die den Folgen der kulturellen Globalisierung nachgehen und die schließlich nach seinem Ausscheiden aus der Open University in einem Museumsprojekt mün-

den, dem Institute of International Visual Arts (Iniva) in East London, in dem auch die Stuart Hall Library zu finden ist, deren Schwerpunkt auf internationaler bildender Kunst und Kultur liegt.

Halls frühe Arbeiten sind vergleichbar mit Richard Hoggarths *Uses of Literacy* (1957) oder Raymond Williams *Culture and Society* (1958) darauf gerichtet, den Folgen des kulturellen Wandels im Nachkriegsengland nachzugehen. Zusammen mit Williams weiterem Buch *The Long Revolution* (1961) sowie Thompsons *The Making of the English Working Class* (1963) repräsentieren diese Arbeiten das inhaltliche und theoretische Fundament für eine Neubegründung der Kulturanalyse und Kulturtheorie, welche in der Folge zu den British Cultural Studies führte. Wesentlich für diese Entwicklung der Cultural Studies war, dass unter Halls Direktorat am CCCS, in Abkehr von den literaturwissenschaftlichen, an klassischen Texten orientierten Fragen, die Analyse und das Interesse an kulturellen Praktiken in den Mittelpunkt trat, das sich in der Frühphase auf die Populär- und Jugendkultur sowie die Massenmedien erstreckte. Halls Wirken bleibt vor diesem frühen Arbeitshintergrund für die Medien- und Kommunikationswissenschaft untrennbar mit dem Aufsatz *Encoding and Decoding in the Television Discourse* (1973) verbunden, in dem er die bis dahin in der Forschung dominanten wirkungstheoretischen Annahmen zurückwies und ein neues Verständnis des Massenkommunikationsprozesses – insbesondere der Rezeption und Aneignung – durch die Hinwendung zur Semiotik – angelehnt an Saussure und Barthes sowie Althusser – vorbereitete. Die in diesem Text eingeführte Unterscheidung einer dominanten, einer ausgehandelten und einer oppositionellen Lesart von »Texten« hat zum einen die unmittelbar auf die empirische Überprüfung dieser Lesartenmodelle bezogene Studie *Nationwide* von David Morley und Charlotte Brunson (Morley 1980, Morley/Brunson 1999) zur Analyse von Nachrichten in einem engl. Fernsehmagazin angestoßen und im Weiteren auch die Arbeiten von Ien Ang (1985) und John Fiskes (2001) mitangeregt. Die Rezeption der Cultural Studies in Deutschland wurde ebenfalls durch diese Arbeiten mit vorbereitet.

In den 1980er Jahren betrieb Hall die Internationalisierung und theoretische Ausweitung der Cultural Studies konsequent weiter. Von Birmingham aus fanden die Cultural Studies in den achtziger Jahren durch internationale Postgraduierte auch ihre globale Ausbreitung, zunächst vor allem in den anglo-amerikanischen Ländern USA und Australien und bald auch darüber hinaus, u.a. im Zuge der Ausbreitung des »cultural turn«. Nach seinem Wechsel an die Open University (1979-1997) hat er sich stärker mit Fragen der kulturellen Identitätsbildung im Kontext des Postkolonialismus-Diskurses und der multikulturellen Frage sowie mit der Politik im England der Thatcher-Ära auseinandergesetzt. Einen umfassenden Einblick in seine Arbeit dieser Jahre gibt der von David Morley und Kuan-Hsing Chen herausgegebene Sammelband *Stuart Hall, Critical Dialogues in Cultural Studies* (1996).

Auf Deutsch liegen seit einigen Jahren ausgewählte Schriften Halls in vier Bänden vor (Hall 1989, 1994, 2000, 2004). Seine Arbeiten werden darin in verschiedene thematische Gruppen aufgeteilt und vorgestellt. Neben der Auseinandersetzung mit Fragen zum Zusammenhang von Ideologie und Kultur finden sich seine Arbeiten zum Rassismus, Multikulturalismus und zur kulturellen Identitätsbildung sowie grundlegende wissenschafts-

und kulturtheoretische Reflexionen zur Entwicklung und Rolle der Cultural Studies und schließlich Arbeiten der 1980er Jahre zum Problem der Ideologie und Repräsentation. Im Jahr 2014 ist ein fünfter Band erschienen, der weitere seiner politischen Arbeiten zum Populismus, zur Hegemonie und zur Globalisierung versammelt.

Man kann Stuart Hall als Public Intellectual würdigen, was eine große Rolle in den Nachrufen zu seinem Tod gespielt hat, man muss ihn als Begründer der Cultural Studies verstehen, was nicht von ungefähr in den Nachrufen herausgestellt wurde und man kann ihn als Theoretiker des Postkolonialismus begreifen, wofür es nicht zuletzt wegen seiner vielfältigen Arbeiten zum Thema, mit denen er zugleich seinen kulturellen Erfahrungshintergrund als »schwarzer Westinder« thematisiert, gute Gründe gibt. Diese herausragenden Leistungen kristallisieren sich um einen zentralen Kern seiner intellektuellen Arbeit, der darin besteht, die kulturtheoretischen Einsichten des (Neo-)Marxismus, des Strukturalismus und des Poststrukturalismus kritisch für die Kulturtheorie und -analyse in den Cultural Studies nutzbar gemacht zu haben. Oder anders gesagt: Hall hat dem »cultural turn« durch die Verbindung dieser Theorien eine praxeologische Basis verliehen, die in der Erkenntnis gründet, dass nicht alles Text oder Diskurs ist, dass aber ohne Diskurs keine Kultur ist, wobei diese zweifelsohne immer auch eine materielle und praktische Seite der Produktion hat, die nicht einfach ausgeblendet werden kann. Diese zunächst als widersprüchlich erscheinende Argumentation bietet den besten Schlüssel, Halls Beitrag zur Diskursanalyse, die er nie nur als methodischen Kniff verstand, an dieser Stelle weiter darzulegen und so als einen entscheidenden Beitrag für die Entwicklung der Diskursforschung zu verstehen. Gerade im deutschsprachigen Raum, in dem die Diskursanalyse vielfach wissenssoziologisch verankert und ausgerichtet ist, fehlt bislang eine grundlegende Bezugnahme auf Stuart Halls Analyse kultureller Repräsentationen und Diskurse.

Hall fasst die Bedeutung der Analyse diskursiver Praktiken für die Cultural Studies dahingehend zusammen, dass er sich zunächst deutlich von der Auffassung der ›Kultur als Text‹ abgrenzt: »Es wird von uns verlangt, davon auszugehen, dass Kultur immer durch ihre Textualität hindurch wirken wird – und gleichzeitig, dass Textualität nie genug ist« (Hall 2000, S. 46). Dieses Spannungsverhältnis – auf dessen Wichtigkeit für die intellektuelle Arbeit Halls ich am Ende noch einmal eingehen werden – zielt auf die notwendige Bewahrung der Differenz – trotz anderslautender Kritik an den Cultural Studies –, dass nicht »alles Kultur ist, sondern dass jede soziale Praktik sich auf Bedeutung bezieht, dass Kultur folglich eine Existenzgrundlage dieser Praktik ist und dass somit jede soziale Praktik eine kulturelle Dimension hat« (Hall 2002, S. 113). Kultur als »Aspektstruktur« aller Sozialität lautet die hierfür in der deutschsprachigen Kulturosoziologie gefundene und vertretene Formel (vgl. Rehberg 2014, S. 395), die freilich andere theoretische Wurzeln hat. Aber bei dieser Auffassung bleibt Hall nicht stehen, denn seine Abgrenzung wendet sich vor allem gegen die Meinung, »dass es nichts als den Diskurs gibt«. Daher betont er, dass *zwar* »jede soziale Praktik einen diskursiven Charakter hat« und dennoch, etwa in der Verbindung von »Texten« mit Institutionen oder Gruppen, erneut mehr ist, als ein Diskurs, nämlich gelebte kulturelle Praxis (vgl. Hall 2002, S. 113). Für

Hall und die Cultural Studies ist dieses Spannungsverhältnis, das sich gezielt gegen macht-theoretisch vereinseitigte Perspektiven des Poststrukturalismus stellt, kulturtheoretisch und kulturanalytisch gleichermaßen relevant, da sich nur so der Blick auf die Vielfalt und Widersprüchlichkeit kultureller Praktiken ergibt. Dieser Einsicht vorgelagert ist das Wissen darum, dass Kultur kein vollkommen offenes Diskursfeld ist, was aber nicht bedeutet, dass Cultural Studies zwangsläufig nur in Machtanalysen zur Geltung und Wirkung kommen. Neben der Berücksichtigung von machtvollen Diskursen, die sich in diskursiven Regeln äußern, gibt es auch die praktische und materielle Seite kultureller Produktion und Reproduktion, die den Möglichkeitsspielraum kultureller Praktiken mit ausmacht und Macht in alltäglichen Praktiken kritisiert.

Mit Blick auf diese notwendige Abgrenzung vom (Post-)Strukturalismus, die Hall erstmals in dem maßgeblichen Aufsatz *Cultural Studies: Zwei Paradigmen* (1999) dargelegt hat, stellt sich aber auch die Frage nach der Verbindung beider Positionen. Ein frühes Beispiel für die Vermittlung liefert Hall mit dem bereits erwähnten *Encoding/Decoding*-Aufsatz. Auch wenn derselbe auf einem vollkommen anderen theoretischen Fundament basiert, ist die Entwicklungsrichtung seiner späteren kulturtheoretischen Reflexion bereits mit angedeutet und vorentworfen. Analytisch zielen die Cultural Studies nach Hall jeweils auf die Analyse der widersprüchlichen Prozesse, in denen sich kulturelle Hegemonie sowohl von praktischer und materieller Seite als auch über die Repräsentationen spezifischer symbolischer Ordnungen, Semantiken und Diskurse herstellt. Hierzu verfolgt er ein offenes Theorieprojekt – was sich auch daran zeigt, dass Halls Publikationen überwiegend Gemeinschaftsarbeiten sind –, das sich laufend neuer Themen zuwendet und unterschiedliche Methoden erprobt und einsetzt.

Grundsätzlich kann man sagen, dass es zu den Eigenarten seines Denkens gehört, sich nicht theoretisch zu fixieren und insbesondere dem Poststrukturalismus wie zuvor der marxistischen Kulturtheorie und Ideologiekritik ihre Verkürzungen vorzurechnen und den Haltepunkt in der Analyse von kulturellen Praktiken bzw. Repräsentationen zu finden, deren spezifische Eigenart und Form die implizite Kritik an den alleinigen Erkenntniswegen der jeweiligen ›Ismen‹ (kultureller Materialismus und (Post-)Strukturalismus) mit stützt und bedingt. Das zeigt sich insbesondere dann, wenn er diskursive Praktiken (genauso wie die Cultural Studies als Projekt) nicht als geschlossen und determiniert sondern als vielstimmig, vieldeutig und verschiebbar behandelt, sowohl historisch als auch praxeologisch. In diesem Rahmen kommt dem Konzept der »Artikulation« eine zentrale theoretische und epistemologische Rolle zu. Das Konzept beschreibt bzw. zielt auf eine alternative Fassung von Vermittlungs- oder Korrespondenzverhältnissen, das an dem Problem anschließt, dass Kultur in jedem Moment zwar nur durch ihre besondere textuelle bzw. diskursive Repräsentationsform erkennbar ist, jedoch allein in gelebter kultureller Praxis erfahrbar wird und somit einen materiellen Abdruck produziert oder sich aus einem solchen herleitet. Kulturelle Praxis bildet dabei zwar nicht immer den Ausgangspunkt, in jedem Fall aber den Zielpunkt der Analyse und Kritik, indem die gewonnenen Erkenntnisse zur Selbstaufklärung der von hegemonialen Prozessen Beherrschten beitragen sollen, indem sie mit einem anderen Blick auf ihren Erfahrungshintergrund reflektieren. Artikulation beinhaltet als Haltepunkte der Analyse die Dimensi-

onen des *speaking* als sprachliche textuelle Vermittlung und des *jointing* als alltagspraktische Verbindung, die nicht wie zwei Seiten einer Medaille, sondern im Stile einer losen Kopplung miteinander verbunden sind und im Moment der Analyse zufällig fixiert bzw. geschlossen werden. Wenn man das Konzept aus einer vermittlungstheoretischen Perspektive betrachtet, so überschneidet es sich mit Elias Konzept der Figuration, das ebenfalls eine nicht funktionalistische oder widerspiegelungsorientierte bzw. anderweitig reduktionistische Lösung für das »Vermittlungsproblem« bietet.

Es geht Hall also nicht um die schlichte Ableitung von Folgen, sondern um ein Verständnis von Kontexten, in denen eine bestimmte Verbindung (*conjuncture*) materieller und praktischer Gegebenheiten mit ideologischen und (strukturalen) diskursiven Bedingungen gesellschaftliche und kulturelle Formen bilden. Für die diskursanalytische Position bedeutet das, dass es um die Analyse besonderer historischer Konfigurationen oder Formationen geht, in denen soziale Praktiken, Ereignisse oder kultureller Zeugnisse als Texte/ Repräsentationen gründen. Artikulation ist – nach Grossberg – »die Produktion von Identität oberhalb von Differenzen, von Einheiten aus Fragmenten, von Strukturen aus Praktiken. Artikulation knüpft diese Praxis an jenen Effekt, diesen Text an jene Bedeutung, diese Bedeutung an jene Realität, dieser Erfahrung an jene Politik. Und diese Verknüpfungen sind wiederum mit größeren Strukturen artikuliert etc.« (Grossberg 1992, S. 54).

Indem das Konzept der Artikulation immer nach den historisch spezifischen Bedingungen fragt, die eine nicht-notwendige Verbindung differenter Elemente zeitigen, zielt es auf eine praxisorientierte Kontextualisierung in der Kulturanalyse. Dieser im Artikulationskonzept zum Ausdruck kommende methodische Einwand gegen poststrukturalistische Vereinseitigungen der Macht des Textes bzw. Diskurses gegenüber der Praxis, setzt mit der Hervorhebung einer spezifischen Schließung der ansonsten unabschließbaren Differenz eine Einheit gegenüber, deren analytische Durchdringung eine Stufe auf dem Weg zu einer mit Blick auf andere Praktiken weiter zu verfolgenden Kritik darstellt. Zentral für das Konzept der Artikulation – wie es in den Cultural Studies Verwendung findet – ist, dass von einem materialistischen Verständnis der Rolle und Funktion von Produktionsweisen ausgegangen wird (*mode of production*). Dabei kommt es aber keineswegs zu einem funktionalistischen Kurzschluss, vielmehr wird der Rahmen kultureller Produktion und Reproduktion über das Zusammenspiel seiner Momente (Produktion, Konsumption, Repräsentation, Regulation und Identität) im Sinne des »circuit of culture« erschlossen. Dessen theoretische und methodische Durchdringung stellt seit den späten 1980er Jahren den Rahmen für die an der Open University verfolgte Lehre und Forschung dar, wobei insbesondere die kollaborativen Publikationen zur weiteren Ausarbeitung des Konzepts beigetragen haben.¹

Mit Blick auf das für diesen späteren Arbeitszusammenhang maßgebliche Model des »circuit of culture« finden sich in Halls Arbeiten vielfältige Anknüpfungspunkte. Es geht um das Problem der Prozessualität von Praxis, welches er anhand der Abfolge von Bedeutungsverschiebungen, etwa mit Blick auf kulturelle Repräsentationen und diskursive

1 du Gay et al. (1997), Hall (1997), Woodward (1997), du Gay (1997), Mackay (1997), Thompson (1997).

Praktiken intensiv verfolgt hat. Detailliert wird das an Halls Arbeiten zur Repräsentation von Rasse und Ethnizität ablesbar. In ihnen zeichnet er aufmerksam nach, wie dominante oder besser hegemoniale Repräsentationsweisen von Differenz und Andersheit qua Identitätsbildung normalisiert, aber nicht für immer stillgestellt werden. Insbesondere in dem Aufsatz *das Spektakel des ›Anderen‹* (2004) stellt er heraus, dass dieser Prozess auf beide Seiten referiert: Sowohl auf die der »Kolonialisierer« als auch auf die der »Kolonialisierten«. Darüber hinaus erweist sich die Konstruktion einer »einheitlichen schwarzen Identität« vielfach sogar erst als Ergebnis einer Kritik der erfolgten Fremdzuschreibungen, die (z. B. in Reaktion auf die erfolgte Darstellung als marginalisiert) nicht einfach durch eine andere Kontextualisierung derselben aufgelöst wird: Die Identitätskonstruktion trägt immer Elemente der Reaktion auf die Fremdzuschreibung bzw. der Zuschreibung von Andersheit in sich. Daher ist die Verschiebung vom Modus der Repräsentation zur Selbstrepräsentation ein politisches Moment der Alltagspraxis, dessen Ergebnis erst im Nachhinein durch eine arbiträre Schließung als Diskurs rekonstruiert werden kann. Das Artikulationskonzept zeigt an dieser Stelle auf, dass »Schwarz« eine diskursiv konstruierte Kategorie durch Repräsentation darstellt und etwas nicht-essentielles ist, aber eben als solches erscheint, wirkt und in der kulturellen Praxis dadurch einfach als unhintergebar angenommen wird.

Halls Kulturtheorie und -analyse hat diese Zusammenhänge nicht nur aufgedeckt, sondern auch Instrumente zu deren Kritik und Bekämpfung geliefert. Das Gebiet auf dem diese Kritik über die Postkolonialismus-Studien hinaus in der britischen Gesellschaft wirksam wurde, war Halls Arbeit über den Thatcherismus. In dieser Studie konnte er aufzeigen, dass der Erfolg der Politik Thatchers vor allem darin gründet, sich als Kraft darzustellen, der die gesellschaftliche Reorganisation zuzutrauen ist. Das Mittel dazu war ein autoritärer Populismus, der an die traditionalistischen Haltungen des Alltagsverständnisses appellierte und auf diesem Wege seine Hegemonie gewann (vgl. Diaz/Koivisto/Lauggas 2014, S. 8).

Eine Beantwortung des Stellenwerts der Cultural Studies und ihrer aktuellen theoriepolitischen Auseinandersetzung ist – gerade mit Blick auf Stuart Halls unterschiedliche Arbeiten – dadurch möglich, dass man sich das Erkenntnisinteresse der Auseinandersetzung mit kulturtheoretischen Fragen in ihrem politischen Kontext vor Augen führt; dieses lautet: »Wessen Cultural Studies?« (vgl. Göttlich/Winter 1999).² Das heißt, dass die Cultural Studies in spezifischen Momenten für unterschiedliche Problemstellungen spezifische Schließungen anbieten, deren Ergebnisse Betroffenen in ihrer alltäglichen Praxis zur Selbstreflexivität verhelfen sollen.

Die Genese dieser Ausrichtung ist im Zusammenhang mit dem von Stuart Hall reflektierten Verhältnis von akademischer und intellektueller Arbeit im Zuge seiner Auseinandersetzung mit Gramscis Diskussion des organischen Intellektuellen zu sehen. Konkret geht es um das Begründungsproblem, intellektuelle und theoretische Arbeit als politische Praxis zu entwickeln (vgl. Hall 1992, S. 281). Hierzu hebt Hall auf den

2 Diese Frage bietet eine deutlichere Konkretisierung der Motive der Cultural Studies-Kritik, als die von Grossberg in diesem Zusammenhang formulierte Frage »What's going on?«.

prinzipiellen Unterschied zwischen intellektueller und akademischer Arbeit ab, woraus sich ein für die Sozial- und Kulturkritik der Cultural Studies unerlässliches Spannungsverhältnis ergibt, mit dem sich die Kritik begründet. »[I]ch denke, dass Cultural Studies sich letztendlich dadurch als Projekt definierten« (Hall 2000, S. 47). Und auch die Aufmerksamkeit, die die Cultural Studies auf sich gezogen haben, gründet für Hall gerade darin, dass sie »[...] die theoretischen und politischen Fragen in einem stets unlösbaren, aber niemals sich auflösenden Spannungsverhältnis halten. Sie erlauben den einen immer, die anderen zu irritieren, zu belästigen und zu stören, ohne auf einer endgültigen theoretischen Schließung zu bestehen« (ebd.). In dieser Positionierung begründet sich nicht nur das Motiv der Einbeziehung verschiedener theoretischer Richtungen, aus deren wechselseitiger Kritik der Erkenntnisgewinn über soziale und kulturelle Veränderungen und Prozesse erfolgen soll. Vielmehr versuchen die Cultural Studies aus diesem Spannungsverhältnis heraus den Rahmen für eine (Wieder-)Entdeckung und Darstellung nicht nur unterdrückter und marginalisierter Stimmen im Kulturprozess als auch im Wissenschaftsdiskurs abzustecken, sondern die Erarbeitung neuer Perspektiven auf bislang bekannte Gegenstände zu befördern, was insbesondere den kulturwissenschaftlichen Diskurs zu irritieren scheint, wenn aus ihm heraus die hier dargestellte Perspektive als »interessegeleitet« kritisiert wird (vgl. u.a. Böhme/Matussek/Müller 2000, S. 13). Das Werk von Stuart Hall belegt, dass er sich von solch einer Kritik nicht hat beirren lassen.

Literatur

- Ang, I. (1985): *Watching Dallas. Soap Opera and the Melodramatic Imagination*. London: Methuen.
- Böhme, H./Matussek, P./Müller, L. (2000): *Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will*. Reinbek: Rohwolt.
- Diaz, V. R./Koivisto, J./Lauggas, I. (2014): Vorwort. In: Hall, S. (Hrsg.): *Populismus, Hegemonie, Globalisierung. Ausgewählte Schriften 5*. Hamburg: Argument, S. 5–10.
- du Gay, P./ Hall, S./Janes, L./Madsen, A.K./Mackay, H./Negus, K. (1997): *Doing Cultural Studies. The Story of the Sony Walkman*. London: Sage.
- du Gay, P. (1997): *Production of Culture/Cultures of Production*. London: Sage.
- Fiske, J. (2001): Fernsehen: Polysemie und Popularität. In: Winter, R./Mikos, L. (Hrsg.): *Die Fabrikation des Populären*. Bielefeld: transcript, S. 85–109.
- Göttlich, U./ Winter, C. (1999): Wessen Cultural Studies? In: Bromley, R./Göttlich, U./Winter, C. (Hrsg.): *Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung*. Lüneburg: Klampen, S. 25–39.
- Göttlich, U. (2001): Zur Epistemologie der Cultural Studies in kulturwissenschaftlicher Absicht: Cultural Studies zwischen kritischer Sozialforschung und Kulturwissenschaft. In: ders./Mikos, L./Winter, R. (Hrsg.): *Die Werkzeugkiste der Cultural Studies: Perspektiven, Anschlüsse und Interventionen*. Bielefeld: transcript, S. 15–42.
- Grossberg, L. (1992): *We gotta get out of this place. Popular Conservatism and Popular Culture*. New York: Routledge.
- Hall, S./Whannel, P. (1964): *The Popular Arts*. London: Pantheon Books.
- Hall, S. (1977): Über die Arbeit des Centre for Contemporary Cultural Studies (Birmingham). Ein Gespräch mit H. Gustav Klaus. In: *Gulliver 2*, S. 54–57.
- Hall, S./Crichter, C./Jefferson, T./Clarke, J./Roberts, B. (1978): *Policing the Crisis: Mugging, the State, and Law and Order*. London: Palgrave Macmillan.

- Hall, S. (1980a): Cultural Studies and the Centre. Some Problematics and Problems. In: Hall, S./Hobson, D./Lowe, A./Willis, P. (Hrsg.): Culture, Media, Language. London: Routledge, S. 15–47.
- Hall, S. (1980b): Encoding/Decoding. In: Hall, S./Hobson, D./Lowe, A./Willis, P. (Hrsg.): Culture, Media, Language. London: Routledge, S. 128–138.
- Hall, S. (1988): The hard road to renewal: Thatcherism and the crisis of the new left. London: Verso Books.
- Hall, S. (1989): Ideologie, Kultur, Rassismus. Ausgewählte Schriften Band 1. Hamburg: Argument.
- Hall, S. (1992): Cultural Studies and its theoretical legacies. In: Grossberg, L./Nelson, C./Treichler, P. A. (Hrsg.): Cultural Studies. London: Routledge, S. 277–286.
- Hall, S. (1994): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften, Band 2. Hamburg: Argument.
- Hall, S. (1997): Representation: Cultural Representations and Signifying Practices. London: Sage.
- Hall, S. (1999a): Kodieren/Dekodieren. In: Bromley, R./Göttlich, U./Winter, C. (Hrsg.): Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung. Lüneburg: Klampen, S. 92–110.
- Hall, S. (1999b): Cultural Studies. Zwei Paradigmen. In: Bromley, R./Göttlich, U./Winter, C. (Hrsg.): Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung. Lüneburg: Klampen, S. 113–138.
- Hall, S. (2000a): Cultural Studies: ein politisches Theorieprojekt. Ausgewählte Schriften, Band 3. Hamburg: Argument.
- Hall, S. (2000b): Das theoretische Vermächtnis der Cultural Studies. In: ders. (Hrsg.): Cultural Studies: ein politisches Theorieprojekt. Ausgewählte Schriften, Band 3. Hamburg: Argument, S. 34–51.
- Hall, S. (2002): Die Zentralität von Kultur. Anmerkungen über die kulturelle Revolution unserer Zeit. In: Hepp, A./Löffelholz, M. (Hrsg.): Grundlagentexte zur transkulturellen Kommunikation. Stuttgart: UTB, S. 95–117.
- Hall, S. (2004a): Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften, Band 4. Hamburg: Argument.
- Hall, S. (2004b): Das Spektakel des »Anderen«. In: ders. (Hrsg.): Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften, Band 4. Hamburg: Argument, S. 108–166.
- Hall, S. (2014): Populismus, Hegemonie, Globalisierung. Ausgewählte Schriften Band 5. Hamburg: Argument.
- Hoggart, R. (1957): The Uses of Literacy. London: Penguin Books.
- Mackay, H. (1997): Consumption and Everyday Life. London: Sage.
- Morley, D. (1980): The Nationwide Audience. Structure and Decoding. London: BFI.
- Morley, D./Chen, K. H. (1996): Stuart Hall. Critical Dialogues in Cultural Studies. London: Routledge.
- Morley, D./Brunsdon, C. (1999): The Nationwide Television Studies. London: Routledge.
- Rehberg, K. S. (2014): Kultur versus Gesellschaft? Anmerkungen zu einer Streitfrage in der deutschen Soziologie. In: Moebius, S./Albrecht, C. (Hrsg.): Kultur-Soziologie: Klassische Texte der neueren Kultursoziologie. Wiesbaden: VS, S. 367–396.
- Thompson, K. (1997): Media and Cultural Regulation. London: Sage.
- Thompson, E. P. (1963): The Making of the English Working Class. London: Penguin Books.
- Williams, R. (1958): Culture and Society. London: Chatto and Windus.
- Williams, R. (1961): The Long Revolution. London: Broadview Press.
- Woodward, K. (1997): Identity and Difference. London: Sage.

Anschrift:

Prof. Dr. Udo Göttlich
 Zeppelin Universität
 Lehrstuhl für Allgemeine Medien- und
 Kommunikationswissenschaft
 Am Seemooser Horn 20
 88045 Friedrichshafen
 udo.goettlich@zu.de

Review

Angermuller, J./Maingueneau, D./
Wodak, R. (Hrsg.) (2014):
The Discourse Studies Reader.
Main Currents in Theory and Analysis.
Amsterdam und Philadelphia:
Benjamins.

1 Kontext und Ziel

Anders als (zumindest bislang noch) in der deutschsprachigen Forschungslandschaft (jedenfalls im Fach des Rezensenten, der Sprachwissenschaft) stellen bei großen Wissenschaftsverlagen publizierte Reader im englischsprachigen Forschungsraum schon lange eine wichtige, sowohl hochschuldidaktisch als offenbar auch ökonomisch wertvolle Form der Wissens(schafts)vermittlung dar. Dass Fachdisziplinen oder Forschungsthemen sich etabliert haben, erkennt man daher häufig auch daran, dass bei verschiedenen Verlagen zu eben diesen Themen Reader publiziert werden. Auch vor diesem Hintergrund scheint die disziplinäre Verfestigung der Diskursforschung voranzuschreiten. Der hier besprochene Reader von Angermuller/Maingueneau/Wodak (2014) treibt diese Entwicklung für die Diskursforschung voran, er stößt sie aber keineswegs an. Seit Ende der 1990er-Jahre wurden (aus unterschiedlichen Fachkontexten) bereits verschiedene thematisch einschlägige Kompilationen vorgestellt, etwa der mittlerweile in dritter Auflage vorliegende *Discourse Reader* von Jaworski/Coupland (1999\2014), der Reader zu *Discourse Theory and Practice* von Wetherell/Taylor/Yates (2001) oder der *Discourse Studies Reader* von Hyland (2013). Hinzu kommen Kompilationen, die zwar nicht als Reader zur Diskursforschung firmieren, sich aber inhaltlich durchaus als solche lesen lassen (etwa Burke/Crowley/Girvin 2000) sowie Reader zu bestimmten diskurspezifischen Themen (wie bspw. Williams/Chrisman 1994) oder disziplinrelevanten Autoren (etwa die mittlerweile zahlreichen Foucault-Reader). Neue Reader müssen sich angesichts dessen immer auch im bereits bestehenden Feld der

Kompilationen positionieren und profilieren, was sie teils durch eine etwas andere Textauswahl von auch in anderen Readern enthaltenen AutorInnen, teils durch eine andere thematische Einordnung der Texte, teils durch Berücksichtigung neuer AutorInnen, Themen(felder) und disziplinärer Ausrichtungen leisten können. Der hier besprochene Reader versucht dies für das interdisziplinäre Feld der Diskursforschung (*Discourse Studies*), und im Sinne der Profilierung auf dem Markt kommen dabei alle der genannten Strategien zur Anwendung (wobei es zu den existierenden Readern auch deutliche Überschneidungen bis hin zu konkreten Texten gibt; ein detaillierter Vergleich mit existierenden Reader soll jedoch nicht Ziel dieser Rezension sein).

Diskursforschung, das ist in der Sicht der HerausgeberInnen ein heterogenes, trans- (oder post-)disziplinäres Unternehmen, das sich aus sehr unterschiedlichen Traditionen heraus in verschiedenen Disziplinen und Wissenschaftskulturen in teilweise sehr unterschiedlicher Form entwickelt hat (vgl. die Einleitung der Hrsg., S. 1 f.), deren Varianten aber alle mehr oder weniger einem handlungsorientierten Bedeutungs- bzw. Kulturbegriff verpflichtet sind (»meaning as a product of social practices«, »discourse analysts study the way the social order is constructed in social practices«; S. 3). Diskursforschung kombiniert im Verständnis der HerausgeberInnen weiterhin die praxisorientierte *Diskursanalyse* mit der epistemologischen *Diskurstheorie*, zwischen denen die HerausgeberInnen eine Kluft auszumachen glauben (»Discourse studies = discourse theory + discourse analysis«; S. 5). Entsprechend wird als ein Hauptziel des Readers die Vermittlung zwischen diesen beiden Ebenen genannt. Der Ebene der Diskurstheorie werden hierbei Schlüsselkonzepte wie *Macht*, *Wissen* und *Subjektivität* zugeordnet, der Diskursanalyse Schlüsselkonzepte wie *Sprache*, *Praxis* und *Kontext* (S. 6 f.). Wissenschaftsgeschichtlich sehen die HerausgeberInnen die Diskursforschung in den Philologien, der Philosophie, den Sozialwissenschaften, der Psychologie und der Rhetorik gleichermaßen verwurzelt und mit den kulturwissenschaftlichen Entwicklungen des 20. Jahrhunderts eng verzahnt, und sie sehen in ihr nicht weniger als die Kulmination umfassender geistes- und sozialwissenschaftlicher Gesamtentwicklungen (»Discourse Studies brings together the entire range of

disciplines in the social science and humanities« (S. 8). Im Sinne einer Ordnung dieses großen und heterogenen Feldes ist es der Anspruch der HerausgeberInnen, die »Hauptströmungen« (main currents) der Diskursforschung sowohl in ihrer fachlichen Entwicklung als auch in ihrer gegenwärtigen Präsenz sowohl hinsichtlich theoretischer Konzepte (*Diskurstheorie*) als auch ihrer praktischen Anwendung (*Diskursanalyse*) vorzustellen und wissenschaftsgeschichtlich zu kontextualisieren.

2 Aufbau

Der Reader versammelt in sieben thematisch abgegrenzten Teilen insgesamt 40 Auszüge aus Monografien, Aufsätzen und anderen Texten. Jedem Text ist eine knapp einseitige Einführung zur Autorin/zum Autor mit Einschätzung ihrer/seiner Bedeutung für die Diskursforschung vorangestellt. Die Teile selbst werden in vier- bis sechsseitigen Einführungskapiteln jeweils kurz vorgestellt und in ihrer thematischen Konturierung begründet. Eine etwas ausführlichere Einführung zum Reader insgesamt eröffnet das Buch und stellt die Überlegungen vor, die dem Reader bzw. der Textauswahl zugrunde liegen (vgl. dazu oben). Leider werden nur bei dieser Gesamteinleitung die VerfasserInnen (nämlich alle drei HerausgeberInnen) genannt, die thematischen Einführungen zu den Teilen und Texten bleiben ohne Verfasserangabe.

Die Gliederung folgt einer teils wissenschaftschronologischen, teils erkenntnisziel- bzw. ›schulen‹-orientierten Kategorisierung. Dabei enthalten alle Teile in unterschiedlich großem Ausmaß Grundlagentexte, die selbst zwar nicht dezidiert diskurstheoretisch verortet sind, für die Diskursforschung bzw. die in den jeweiligen Teilen vorgestellten Varianten jedoch als bedeutsam angesehen werden. Diesem Schema – theoretische ›Vorläufer‹/›Grundlagen‹ vs. Adaptierung durch die Diskursforschung – folgt der Reader insgesamt relativ systematisch. Auf der Ebene der Gesamtstruktur stellt der erste Teil, *Theoretical Inspirations: Structuralism versus Pragmatics*, Klassiker der Sprachtheorie und -philosophie vor, auf die sich die sich später herausbildende Diskurstheorie in unterschiedlicher Art und Weise bezieht. Das konstitutive Konzept dieses Teils ist,

wie schon sein Titel klarstellt, eine Opposition zwischen Strukturalismus und Pragmatik, auf deren Spannungsverhältnis die ›poststrukturalistische‹ Diskurstheorie nach Auffassung der HerausgeberInnen maßgeblich gründet (wobei die Diskurstheorie nach Auffassung der HerausgeberInnen zunehmend zum Pragmatismus tendiert, den auch die HerausgeberInnen offenbar gegenüber dem Strukturalismus präferieren). Den Strukturalismus repräsentieren Textauszüge von Saussure bzw. aus dem *Cours de Linguistique Générale* (zum Konzept des *valeur*), von Bachtin (*Polyphonie*) und von Zellig Harris (zur Methode des *Distributionalismus*). Für die Pragmatik stehen Auszüge aus Arbeiten George Herbert Meads (*symbolischer Interaktionismus* und *soziale Praxis*) sowie der Sprachphilosophen Wittgenstein (zum *Sprachspiel*-Konzept), Austin (zum Verhältnis von *Performanz* und *Bedeutung*) und Grice (*Implikatur* und *interpretative Bedeutung*).

Die Schaltstelle von diesen ›Vorläufern‹ zur eigentlichen Diskursforschung stellt der zweite Teil dar, *From Structuralism to Poststructuralism*. Hier sind die Klassiker der Diskurstheorie versammelt: Lacan, Althusser, Pêcheux, Foucault, Stuart Hall, Laclau, Butler. Es sind dies AutorInnen, die man in einem Reader zur Diskursforschung erwartet und die auch in kaum einem Reader zu diesem Thema fehlen. Auch die Textauswahl ist wenig überraschend. Allerdings gelingt den HerausgeberInnen eingedenk der engen Rahmenbedingungen (ca. zehn Seiten pro AutorIn) im Kontext ihres Konzepts eine recht überzeugende Zusammenstellung. Die Textauszüge sind so ausgewählt (und durch die Einleitungen kontextualisiert), dass sie das wissenschaftsgeschichtliche Narrativ der HerausgeberInnen (›vom Strukturalismus via Pragmatik zum Poststrukturalismus/zur Diskurstheorie‹) stützen. Die zahlreichen Querverweise auf die ›Vorläufer‹, die sich in den ausgewählten Textauszügen finden, untermauern dies sehr explizit. Freilich hätte man von all diesen AutorInnen auch andere Texte auswählen können, durch die dann gegebenenfalls auch ein anderes wissenschaftsgeschichtliches Narrativ konstruiert worden wäre. Dies ist allerdings ein Umstand, den man den HerausgeberInnen nicht zum Vorwurf machen, sondern nur konstatieren kann. Es handelt sich um ein Problem, mit dem sich Textkompilationen mit einem so großen Skopus immer konfrontiert sehen. Dass jeder Reader selektieren und sortieren

muss, ist Vor- und Nachteil dieser Präsentationsform zugleich.

Dem Narrativ einer wissenschaftsgeschichtlichen ›Entwicklung‹ zur Diskursforschung folgt auch der dritte Teil, *Enunciative Pragmatics*. Hier werden Texte vorgestellt, die als ›Weiterentwicklung‹ des international so einflussreichen französischen ›Poststrukturalismus‹ und als State of the Art der gegenwärtigen französischsprachigen Diskursforschung gerahmt werden, die in der nicht-französischsprachigen Diskursforschung jedoch bislang noch nicht im gleichen Ausmaß rezipiert sind wie etwa rezente Arbeiten aus dem angloamerikanischen Sprachraum. Ein Grund hierfür ist sicher, dass viele der Arbeiten bislang nur in französischer Sprache zugänglich sind, und es ist ein Verdienst des Readers, dass er einige Texte aus der rezenten französischen Diskursforschung erstmals in englischer Übersetzung vorlegt. Bemerkenswert ist allerdings auch, dass zwei der fünf ausgewählten Texte von zwei der HerausgeberInnen (Angermüller und Maingueneau) stammen (von ersterem der letzte Beitrag des Teils), wodurch sie ihre eigenen Arbeiten folglich selbst zu den »main currents« rechnen (ein Text der dritten Herausgeberin Ruth Wodak schließt den siebten Teil des Readers und damit den Reader selbst ab). Die drei anderen Texte dieses Teils, in dem es primär um Aussage-Mikroanalysen mit dem Ziel der Beschreibung performativer sozialer Positionierung bzw. ›Subjektconstitution‹ geht (und damit um ein Thema, das in den letzten Jahren durchaus verstärkte Aufmerksamkeit in der Diskursforschung insgesamt erfahren hat), wurden Arbeiten von Émile Benveniste (für diesen Teil der ›Vordenker‹, da er das hier zentrale Konzept der *énonciation* maßgeblich geprägt hat) sowie von Jacqueline Authier-Revuz und Oswald Ducrot entnommen.

Der vierte Teil, *Interactionism*, macht wissenschaftsgeschichtlich gewissermaßen wieder einen Schritt zurück. Er präsentiert Auszüge aus theoretischen Texten aus dem Umfeld der Konversationsanalyse und interpretativen Soziolinguistik, aus Theoriefeldern also, die vor allem für die angloamerikanische Diskursforschung und die Kritische Diskursanalyse wichtig sind. Hier finden sich vier Textauszüge von Klassikern dieser Disziplinen, Harvey Sacks, Erving Goffman, John J. Gumperz und Aaron Cicourel, in denen zentrale Konzepte der Konversationsanalyse und der in-

terpretativen Soziolinguistik (wie *turn-taking*, *communicative knowledge*, *contextualization*, *ethnography* und *identity*) skizziert werden, außerdem Auszüge aus Arbeiten zweier rezenterer Autoren, die diese Konzepte dann stärker diskurstheoretisch konturiert haben (James Paul Gee und Jonathan Potter). Viele dieser Texte finden sich auch in soziolinguistischen und konversationstheoretischen Readern, im vorliegenden werden sie aber dezidiert in das Narrativ einer sich entwickelnden interdisziplinären Diskursforschung eingeordnet.

Der fünfte Teil, *Sociopragmatics*, versammelt Texte, die sich mehr oder weniger einer funktionalen Pragmatik verpflichtet fühlen. Hierzu zählen die HerausgeberInnen Texte aus der Sozialsemiotik, einer der in den letzten Jahren erfolgreichsten Weiterentwicklungen der Critical Discourse Analysis. Die Sozialsemiotik wird durch zwei Textauszüge repräsentiert, einem Grundlagentext des Spiritus Rector der Systemisch-Funktionalen Linguistik (SFL) und Sozialsemiotik, M.A.K. Halliday, und einem Text eines seiner profiliertesten rezenten Proponenten, Theo van Leeuwen. Bemerkenswerterweise wird aber das wohl prominenteste Konzept der Sozialsemiotik, nämlich *Multimodalität*, ausgespart. Der aus van Leeuwens Werk ausgewählte Textauszug entwirft stattdessen eine sozialsemiotische Akteurstheorie. Insgesamt spielt die in den letzten Jahren auch außerhalb der SFL-geprägten Sozialsemiotik äußerst wichtige Multimodalitäts- und Materialitätsforschung in dem Reader keine Rolle, sie wird also offenbar nicht zu den »main currents« gezählt, was durchaus erstaunt. Neben der Sozialsemiotik stellt der Text die in der Germanistik entwickelte Funktionale Pragmatik in Form eines (sehr kurzen) Textauszugs von Konrad Ehlich vor. Der Teil wird komplettiert durch Texte, die aus einer pragmatischen Perspektive kommunikative Muster und Verfestigungen (*Genres*; vgl. die Texte von John Swales und Patrick Charaudeau) und rhetorische Gestalten (Ruth Amossy) in den Blick nehmen und mit Diskurskonzepten verbinden.

Der sechste Teil, *Historical Knowledge*, enthält vier Textauszüge, die Diskursanalyse primär als eine Form der historischen Epistemologie verstehen. Der Teil setzt ein mit einem Text der Historikerin Régine Robin, die Historiographie als eine Form der Diskursanalyse konzipiert. Es folgt ein

weiterer historiographischer Textauszug aus der Feder Reinhart Kosellecks, in dem dieser die von ihm mitentwickelte Begriffsgeschichte rekapituliert. Im Anschluss daran präsentiert der Reader den einzigen theoretischen Text aus der germanistischen Diskursforschung, nämlich einen Auszug aus Dietrich Busse und Wolfgang Teuberts programmatischem Aufsatz *Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt?*, der die Entwicklung der germanistischen Diskurslinguistik nachhaltig geprägt hat und der hiermit (unter dem etwas irreführenden Titel *Using corpora for historical semantics*) erstmals (partiell) in englischer Übersetzung vorliegt. Den Abschluss dieses Teils bildet ein Auszug von Thomas Luckmann zu *Communicative genres*, welcher nach Auffassung des Rezensenten im fünften Teil aber besser platziert gewesen wäre (womit im vergleichsweise sehr schmal ausgefallenen sechsten Teil Raum für weitere Arbeiten aus dem Bereich der historischen bzw. historiographischen Diskursforschung gewesen wäre).

Dass ein Reader zur Diskursforschung die sog. Kritische Diskursforschung prominent präsentiert, ist erwartbar und angesichts des Erfolgs insbesondere der CDA auch gerechtfertigt. Insofern ist es folgerichtig, dass der Reader auch einen Teil zu *Critical Approaches* enthält. Dennoch kann man es durchaus als bemerkenswertes programmatisches Statement lesen, dass es sich hierbei um den letzten (siebten) Teil der Kompilation handelt, insbesondere da dieser wie bereits angemerkt stark forschungsteleologisch argumentiert. Dass der Reader insgesamt dabei mit einem Beitrag einer der HerausgeberInnen schließt, sei an dieser Stelle nur noch einmal angemerkt. Der Teil beginnt mit einem Textauszug von Habermas, dessen Diskursethik vor allem für die ›Wiener Kritische Diskursanalyse‹ (bzw. den ›Diskurshistorischen Ansatz‹, wie die VertreterInnen selbst ihre Variante inzwischen lieber bezeichnen) fundamental ist. Es folgt ein Textauszug von Jan Blommaert und Jef Verschueren, zwei prominenten Vertretern einer soziolinguistischen bzw. soziopragmatischen Diskursforschung, die sich selbst zwar durchaus auch als ›kritisch‹ positionieren, sich aber dabei zum Teil sehr dezidiert und kritisch von der CDA absetzen (was in dem gewählten Textauszug aber nicht deutlich wird). Der Text von Blommaert und Verschueren repräsentiert gleichzeitig die in den letzten Jahren sehr

stark gewordene metapragmatische (Sprach-) Ideologieforschung, der angesichts ihrer Bedeutung insgesamt im Reader durchaus mehr Raum hätte gegeben werden können. Es folgen, den Reader abschließend, Textauszüge von drei der Gründerpersonen und HauptvertreterInnen der Critical Discourse Analysis (bzw. Critical Discourse Studies) im engeren Sinne: Norman Fairclough, Teun van Dijk und Ruth Wodak. Die gewählten Textauszüge stellen die jeweilige Ausprägung der von diesen entwickelten CDA-Variante theoretisch und teilweise auch in Form von Fallanalysen vor.

3 Gesamtbeurteilung

Der vorliegende Reader stellt eine gewichtige und in vielerlei Hinsicht sehr instruktive Sammlung von Texten aus dem heterogenen Forschungsfeld der Diskursforschung dar. Für Leserinnen und Leser, die das Feld noch nicht kennen, bietet er gebündelt eine ganze Reihe grundlegender Texte, die durch die narrative Struktur des Buchs und die begleitenden Texte der HerausgeberInnen auch gleich entsprechend vorsortiert und interpretativ gerahmt sind. Die Lektüre ist gerade für diese LeserInnengruppe nicht immer leicht, da die Textauszüge notwendigerweise immer nur einen Ausschnitt aus dem Werk der vorgestellten Personen vorstellen (können), da sie teilweise sehr komplex und ohne Kenntnis des forschungsgeschichtlichen Hintergrunds nicht leicht einzuordnen sind und auch, weil der Reader disziplinar mitunter sehr weite Felder beschreitet. Die interpretative Rahmung der HerausgeberInnen versucht diese Schwierigkeiten abzufedern, was über weite Strecken auch gut gelingt. Allerdings wird dadurch, wie in dieser Besprechung mehrfach angemerkt wurde, nolens volens auch ein bestimmtes (nach Auffassung des Rezensenten stark teleologisches und auf bestimmte rezente Varianten der Diskursforschung orientiertes) Bild von Diskursforschung gezeichnet, das durchaus zu diskutieren ist (was diese LeserInnengruppe aber vermutlich überfordert). Auch vor diesem Hintergrund (aber nicht nur, denn die präsentierten Texte sind zum Teil sicher auch für diskurstheoretisch vorgebildete LeserInnen neu) ist die Kompilation auch für Leserinnen und Leser, die in das Forschungsfeld bereits eingearbei-

tet sind, inspirierend und empfehlenswert, denn sie können die hier präsentierte Sammlung von ›main currents‹ zum Anlass nehmen, das gezeichnete Bild der Forschungslandschaft und -geschichte mit dem eigenen (oder auch dem in anderen Readern und Einführungen konstruierten) abzugleichen.

Denn forschungsgeschichtliche Darstellungen, als welche Textkompilationen nun mal auch fungieren, sind – wie dieser Reader zeigt – formbegründet immer zu einem gewissen Grad »discourses of exclusion« (so der Titel des Beitrags von Wodak) und »biased«. Der vorliegende Reader etwa gewichtet bestimmte Entwicklungen und Forschungsvarianten stärker, als es andere tun würden, demgegenüber werden andere schwächer beleuchtet oder ausgespart (in diesem Fall, wie bereits erwähnt, die Multimodalitäts- und Materialitätsforschung sowie fast vollständig die sehr umfassende deutschsprachige Forschung sowohl in den Philologien als auch in den Sozialwissenschaften, weiterhin die im engeren Sinne korpusbasierte und korpusgestützte empirische Diskursanalyse, die konstruktionsgrammatisch geprägte kognitive Diskursforschung sowie weite Teile der US-amerikanischen linguistisch-anthropologischen und soziolinguistischen Diskursforschung, auch wenn viele dieser Felder in der Einleitung der HerausgeberInnen wenigstens gestreift werden). Trägt man diesen formal und vielleicht auch wissenschaftspolitisch sowie interessenbedingten Einschränkungen Rechnung und liest das Buch als *A* (und nicht *The Discourse Studies Reader*, das heißt als Sammlung von *Main currents in theory and analysis* für die von den HerausgeberInnen präferierte Form der Diskursforschung (und nicht der Hauptströmungen der Diskursforschung), dann ist diese Kompilation eine wertvolle Ergänzung für die Handbibliothek aller, die an Diskursforschung interessiert sind.

Literatur

- Angermüller, J./Maingueneau, D./Wodak, R. (Hrsg.) (2014): *The Discourse Studies Reader. Main Currents in Theory and Analysis*. Amsterdam und Philadelphia: Benjamins.
- Burke, L./Crowley, T./Girvin, A. (Hrsg.) (2000): *The Routledge Language and Cultural Theory Reader*. London: Routledge.

- Hyland, K. (Hrsg.) (2013): *Discourse Studies Reader: Essential Excerpts*. London: Bloomsbury.
- Jaworski, A./Coupland, N. (Hrsg.) (1999\2014): *The Discourse Reader*. 3. Auflage. London und New York: Taylor und Francis.
- Wetherell, M./Taylor, S./Yates, S. J. (Hrsg.) (2001): *Discourse Theory and Practice: A Reader*. London und Thousand Oaks und New Delhi: Sage.
- Williams, P./Chrisman, L. (Hrsg.) (1994): *Colonial Discourse and Post-Colonial Theory: A Reader*. New York: Columbia University Press.

Anschrift

Prof. Dr. Jürgen Spitzmüller
Universität Wien
Institut für Sprachwissenschaft
Sensengasse 3a
A-1090 Wien
juergen.spitzmueller@univie.ac.at

Tagungsbericht

4. Jahrestagung des Tagungsnetzwerks

›Diskurs – interdisziplinär‹ in
Verbindung mit dem 14. Treffen von
›DiskursNetz‹

IDS Mannheim, 4.–6. Dezember 2014

Initiator der Veranstaltung waren das Tagungsnetzwerk »Diskurs – interdisziplinär« (Heidrun Kämper, IDS) gemeinsam mit der Creative-Unit »Koloniallinguistik – Language in Colonial Contexts« (Ingo Warnke, Bremen) und dem Netzwerk »DiskursNetz« (Johannes Angermüller, Warwick/UK). Die vierte Jahrestagung kam unter dem Titel »Diskurs – semiotisch« in den Räumlichkeiten des IDS Mannheim zusammen. In ihrer Begrüßung verwies Kämper auf die verschiedenen Teildisziplinen der Semiotik – wie Bild- und Filmsemiotik, Semiotik des Internets, Raum- und Musiksemiotik –, die sich in der Tradition Saussures ausdifferenziert hätten. Gemeinsam sei ihnen die Betrachtung der multimodalen Zusammenhänge verschiedener semiotischer Ressourcen. Als Basis dieser Überlegungen diene die Diskurssemiotik nach Charles S. Peirce, denn im Gegensatz zum Saussureschen Konzept des dyadischen Zeichens unterscheide sein dreistufiges Modell zwischen Zeichenkörper, Interpretant und Objekt. Seine Kategorie des »Ikon« setze über seinen Objektbezug die Arbitrarität sprachlicher Zeichen und die Similarität, oder Ikonizität, nicht-sprachlicher Zeichen zueinander in Beziehung. Daher sei eine Zusammenführung der Perspektive Diskurs und der Deutungsinstanz Semiotik das Ziel der Tagung.

I Prinzipien

Den Auftakt bildete der Beitrag von **Martin Reisinger** (Bern), der in die Diskurssemiotik nach Charles S. Peirce einführte und für die Nutzung dessen bislang nur rudimentär rezipierter Konzepte als analytischen Rahmen für die Diskursanalyse warb. Betrachtet als Potential, Ereignis und Struktur, ermögliche der Diskurs – als ein sich ständig produzierendes und rezipierendes

Superzeichen – bestimmte Aussagen und Gedankenhorizonte. Der Gewinn dieses Ansatzes – mit seinem triadischen Zeichenkonzept – für die Diskursanalyse sei insbesondere die Möglichkeit, Aussagen auch über die konkrete Situation hinaus in den Blick nehmen zu können. Dieses Konzept, das die Dichotomie zwischen Zeichen und Objekt aufhebe, könne neue Impulse für die Diskursanalyse geben und Möglichkeiten für zukünftige Forschungstätigkeiten aufzeigen.

In seinem Vortrag plädierte **Wolfgang Wildgen** (Bremen) dafür, das Moment der Bewegung in den Kontext semiotischer Fragestellungen zu rücken. Der Fokus auf die Sequenzialität müsse aufgegeben werden. Damit erweitere sein Ansatz der »visuellen Semiotik« die Grundideen von Peirce und Saussure und greife Cassierers Konzepte zu Zeichensystemen jenseits von Sprache auf. Die »visuelle Semiotik« emanzipiere sich somit von den Vorgaben einer linguistischen Theoriebildung sowie Methodik und bilde ein neues Forschungsgebiet. Beispielsweise könnten Bilder, eines mit induktiven Methoden gebildeten Korpus, jenseits verbaler Bildbeschreibungen geographisch-topologisch und nach Gestaltungsprinzipien sowie Dynamiken in Zeige- und Blickvektoren untersucht werden.

In seinem Beitrag zur Konzeptionalisierung kultureller Zeichenpraktiken setzte der Medienwissenschaftler **Stefan Meier** (Tübingen) Medien-, Kommunikations-, Kunst und Designwissenschaft sowie Linguistik und Soziologie über einen sozial-semiotischen Stil-Begriff methodologisch in Verbindung. Zentral seien dabei das Zeichen und dessen durch »die Medien« hergestellte Materialität. Ersteres werde durch Produktion und Interpretation und situative Kontexte sinnhaft geformt und stilisiert. Auf dieser theoretischen Basis ließen sich z.B. Bilder von Überwachungskameras, Edward Snowden, der telefonierenden Kanzlerin aber auch fiktionale TV-Serien wie »Homeland« gemeinsam im Sinne der aktuellen Überwachung semantisieren. Der diskursiv konstruierte visuelle Stil werde über die Praktiken der »Formung«, »Komposition« und »Auswahl« zum Ausgangspunkt der materiellen Kultur im Sinne Posners. Die soziale, materiale und mentale Kultur der Zeichensysteme ließe sich so als Designkultur fassen.

II Raum

Ingo Warnke (Bremen) ging in seinem Beitrag davon aus, dass die diskurslinguistische Analyse mit systematischem Fokus auch Erkenntnisse jenseits thematischer Zentrierung ermögliche, bspw. hinsichtlich der Diskursivität toponymischer Ordnungen. Gegenstand seiner Analyse sind Ortsnamen im Kontext des kolonialen »Place-Making« zwischen 1884 und 1919. Siedlungsnamen seien linguistische Praktiken der kolonialen Raumanneignung und Machtausübung. Warnke möchte mit seinem Ansatz Möglichkeiten eröffnen, um globalgeschichtliche Konsequenzen diskursiver Konstellationen sichtbar zu machen. So sieht er in den Ortsnamen, anders als von der post-kolonialen Theoriebildung postuliert, keinen Ausdruck von Binarität. Vielmehr seien jene sprachlichen Praktiken nicht Ergebnis des Transfers europäischer Namensgebung, sondern *modus operandi* des Kolonialismus.

Mit Blick auf das Forschungsprojekt »Neue urbane Qualität« des SNF fokussierte **Ernest W. B. Hess-Lüttich** (Bern/Berlin) mit dem Tempelhofer Feld in Berlin ein prominentes Beispiel für ökologisch-kulturell integrierte Stadtentwicklung. Diese verstehe man als kommunikativen Prozess, indem Städtebau, technologische Entwicklung, Wohnen und Sozialstruktur der Stadt als komplex vernetzte Aufgabe zusammen kommen. Urbanität sei nicht nur städtebaulicher Gestaltungsmodus, sondern auch Synthese von Erfahrungsmustern der AkteurInnen und deren Wahrnehmung von Lebensqualität. Bei der Untersuchung dieser Form von politischer Kommunikation sollten alle involvierten Zeichen bedacht werden, die in ganz unterschiedlichen Diskursfeldern Bedeutung erlangen. So sei das Tempelhofer Feld durch seine historische Bedeutung, bspw. als Ort der Luftbrücke, stark semantisch aufgeladen. In der Kommunikation zwischen den PlannerInnen und BürgerInnen sei es nicht gelungen, den Funktionswandel der Gebäude und Flächen semantisch zu füllen. Dies habe zu einer Emotionalisierung der Debatte und einem Scheitern der Bürgerbefragung über die Umgestaltung des Areals geführt.

In Abgrenzung von der deskriptiven Länderkunde habe sich im Zuge des *cultural turns*, so die

Geographin **Jeannine Wintzer** (Bern), eine neue Kulturgeographie entwickelt, die – neben dem Gesellschaft-Raum-Verhältnis – untersuche, wie über Welt gesprochen werde. In ihrem Beitrag zeigte sie, auf welche Art soziale Phänomene Eingang in die Wissenschaftskommunikation finden und wie ihnen spezifische Deutungen eingeschrieben würden, die keinesfalls neutral seien. Konkret untersuchte sie Metaphern als sprachliche Praktiken der Wirklichkeitsproduktion. So naturalisierten Begriffe wie »Migrationswelle« gesellschaftliche Prozesse, um scheinbare Normalität bzw. ein Abweichen davon zu verbalisieren. Dies diene der Forderung nach Wiederherstellung der »natürlichen« Ordnung durch die Politik und der Legitimierung wissenschaftlicher Bemühungen.

III Text – Bild

In einer soziologisch-sprachwissenschaftlichen Parallelführung von Text und Bild lasse sich deren Beteiligung an der Konstruktion gesellschaftlichen Sinns nachvollziehen, so **Beate Henn-Memmesheimer** (Mannheim). Für die durch digitale Medien geprägte gegenwärtige Gesellschaft konstatierte sie einen Wandel der Verbreitungsformen und -medien sowie der Merkmale und Bedeutungen von Bildern, die hier nicht als Abbilder interpretiert wurden, sondern durch die interaktive Konstruktionsleistung des Betrachters entstünden. Durch »Computer und Netz« kontrolliert und selektiert, lieferten Bilder somit keine Möglichkeit zum Erkenntnisgewinn mehr. Angesichts flüchtiger medialer Rezeption und ihrer komplexitätsreduzierenden Wirkung ersetzten Bilder zunehmend ganze Narrationen.

Mit ihrem Beitrag zur korpuslinguistisch informierten Diskursanalyse zielte **Eva Gredel** (Mannheim) darauf ab, das Postulat der Diskursensitivität von Bildern zu plausibilisieren. Beispielhaft zog sie die Berichterstattung zu den Olympischen Winterspielen in Sotschi 2014 heran. Hierin mischten sich zwei Diskurse: der zu den sportlichen Leitungen einerseits und der zu den politischen Implikationen andererseits. So seien in überregionalen Zeitungen ressortübergreifend Teildiskurse aufgegriffen worden, wie die Eignung Russlands als Austragungsort oder der

Umgang mit Oppositionellen und Homosexuellen. Diese manifestierten sich in diskurspezifischen Bildinventaren, die durch die semantische Aufladung von Symbolen und Zeichen konstituiert worden seien. Als ein solches Inventar identifizierte Gredel u.a. den Maschendraht, dessen Trennfunktion die Kontrolle des öffentlichen Raumes und den eingeschränkten Handlungsspielraum der Akteure darin symbolisierte. Mit der Analyse der Verbreitung dieser diskursiven Bedeutungskonstitution der Bildinventare möchte Gredel linguistische Beschreibungskategorien für die semiotische Bildtheorie nutzbar machen und einen Beitrag zur Entwicklung einer Diskurssemiotik leisten.

IV Text – Diskurs

Marcus Müller (Heidelberg) stellte in seinem Vortrag das »Discourse Lab« vor – eine in Kooperation mit der Beijing Foreign Studies University/China geplante Infrastruktur zur interdisziplinären Diskursforschung, die 2016 implementiert und an der Universität Heidelberg verankert werden soll. Hintergrund des Projektes sind die Perspektivdivergenzen aufgrund disziplinspezifischer Konzeptualisierungen der Gegenstände von Diskursen sowie dem symbolischen Gehalt sprachlicher Zeichen, die mitunter den Weg zu transdisziplinären Forschungspraktiken und Erkenntnisinteressen versperrten. Das »Discourse Lab« soll einen Beitrag zur (selbst)reflexiven, transdisziplinären und -kulturellen Diskursforschung und semiotischen Modellbildung leisten, die mithilfe einer virtuellen Forschungsumgebung realisiert werden soll.

Auf Basis der Korpuspragmatik sowie der Kontextualisierungs- und Sprachideologieforschung untersuchte **Daniel Schmidt-Brücken** (Bremen) in seinem Beitrag Indexikalität und ihre verschiedenen Ausprägungen – d.h. Sprachgebrauch und seine Funktion – in konkreten Diskursen. Datengrundlage der Analyse sind massenmediale und politische Diskurse der deutschen Kolonialzeit zwischen 1884 und 1919. So verweise beispielsweise das Zitat Bernhard von Bülow »(...) aber wir verlangen auch unseren Platz an der Sonne« sowohl auf spezifische Selbstdarstellungen als auch auf konnotativ »Mitgemeintes«. Durch Text-, Satz- und Wortanalysen könne gezeigt wer-

den, dass pragmatische Inferenzen, syntaktische Strukturen und Wortbildungsmuster auf verschiedenen Ebenen zur Realisierung sprachlicher Verallgemeinerung beitragen. Infolge dessen werde auf Basis von »Mitgemeintem« bzw. geteiltem Wissen sprachlich-deklarativ Faktizität hergestellt. Schmidt-Brücken fasst Indexikalität somit als kausale Relation in kommunikativen Kontexten.

Janine Wildfeuer (Bremen) fragte nach dem Mehrwert der Verbindung linguistischer und diskurssemantischer Ansätze mit der Diskurssemiotik für die Analyse diskursiver multimodaler Artefakte. Für ihre Untersuchungen sind dabei nicht die Objekte von Diskursen, sondern die konkreten Texte interessant bzw. die Bedeutungskonstruktion über deren Kontextualisierung. Bei der Interpretation von Diskursen würden zunächst bedeutungstragende Elemente identifiziert und gruppiert, um dann in eine kohärente Struktur gebracht zu werden. Dies ließe sich, so Wildfeuer, auch auf visuelle Medien, bspw. den Comic, übertragen. Hier könne der semantische Gehalt der einzelnen narrativen Einheiten, also der Comicsequenzen, über deren Diskursrelation miteinander verbunden werden. So gelänge den BetrachterInnen die logische Verbindung der Einzelbilder zu einer Narration. Zur Analyse der Genese solcher Interpretationen plädiert Wildfeuer folglich für eine Diskurslinguistik als Diskurssemiotik, in der Texte als kleinere Einheit von Diskursen untersucht werden.

Öffentliche Kommunikation – insbesondere in Presse und Werbung – finde zunehmend über Piktogramme und Diagramme statt, werde jedoch kaum wissenschaftlich untersucht, so **Sylvia Bendel Larcher** (Luzern). Als symbolische, bedeutungsfixierte Zeichen seien sie nur auf eine konkrete Art lesbar. In Anlehnung an die soziale Semiotik und visuelle Grammatik untersuchte sie Diagramme aus Management-Lehrbüchern auf deren Inhalt und Ausschnitt, Perspektive und Komposition. Immer gleiche Grundelemente – klar umrissene Vierecke und Kreise, die mit geraden Linien und Pfeilen verbunden werden – vermittelten Kausalität und Neutralität, die eine chaotische Realität vermeintlich ordneten sowie klare Wirkungszusammenhänge und Überschaubarkeit suggerierten. Die diskursiv geschaffenen

Verallgemeinerungen der unternehmerischen Wirklichkeit ließen die Welt kontrollierbar sowie manipulierbar erscheinen, nährten Machbarkeitsphantasien angehender Führungskräfte und dienten der Prosperität der Hochschul-, Buch-, und Beratungsindustrie.

V Kommunikation – Performanz – Inszenierung

Stephan Habscheid (Siegen) stellte das an den Universitäten Siegen und Bonn angesiedelte DFG-Projekt »Theater im Gespräch. Sprachliche Kunstaneignungspraktiken in der Theaterpause« vor. Fokussiert werde hier die bislang wenig Beachtung gefundene Rolle des Publikums, das gegenwärtig vornehmlich als passive Ansammlung von Konsumenten begriffen und somit den aktiven Künstlern entgegen gesetzt werde. Das Forschungsvorhaben sucht diese traditionelle Asymmetrie aufzulösen und zu dynamisieren; untersucht werde daher die Kommunikation mit, durch und im Besonderen über Kunst in den Theaterpausen. Hier spiegelten sich gesellschaftlich-politische Diskurse wider, da es durch das ästhetische Verfahren der Störungen kommunikativer Erfahrungsroutinen Anlass zur diskursiven Reflexion von Wahrnehmungsgewohnheiten und mit ihnen verbundener Form-, Sinn- und Ordnungsstrukturen gebe. Mit einem gesprächslinguistischen Ansatz werden zuvor aufgezeichnete Gespräche bzw. deren Struktur und Inhalte systematisch ausgewertet. Erste Ergebnisse zeigten, dass typischerweise nach der Bewertung der ästhetisch-performativen Ebene und der Handlungsebene der Figuren eine Öffnung des Gesprächs auf eine allgemeine Ebene mit teils moralischen Bezügen zur Gesellschaft und zum Individuum, also zur Wirklichkeit außerhalb des Theaters, stattfinde.

Maria Mast und **Verena Weiland** (Heidelberg) stellten ihre multilinguale Mediendiskursanalyse zur *Fußballweltmeisterschaft 2014* vor. Die Korpora setzten sich aus Presseartikeln und Beiträgen in sozialen Medien aus Deutschland, Frankreich und Spanien zusammen, die vor, während und nach der WM 2014 veröffentlicht wurden. Sie untersuchten die darin vorhandenen »kulturelle Auffälligkeiten« – sog. *Kultureme*, die Auskunft

über das kulturspezifische Selbstverständnis, Selbst- oder Fremdzuschreibungen einer Sprachkultur sowie individueller und kollektiver Denkhaltungen geben.

Mit der zeichensprachlichen Präsenz als Kategorie der Diskursforschung beschäftigte sich **Monika Leber** (Saarbrücken). Von einem nicht-hermeneutischen Zeichenverständnis ausgehend, sei der materiale Aspekt des Zeichens Ausgangspunkt für die vielfältigen und gegenläufigen SprecherInnen und Perspektiven. Die Inkohärenz von Texten sei somit eine wichtige Voraussetzung für deren Dynamisierung. In ihrer Praxis als Grundschullehrerin an einer bilingualen Schule könne Leber die Effekte der Präsenz selbst beobachten. Zeichen manifestierten sich hier als Klang, als handgeschriebene Buchstaben, als Bild und als Position im Raum; sie wiederholten, variierten und mischten sich. Multimodalität sei hier der Modus der Präsenz: Zeichen wiesen auf vielfältige Kontexte und ermöglichten in ihrer Performanz Sinnkonstruktion. So würden die Machtverhältnisse zwischen den Formen des Wissens außerhalb des direkten Einflusses der deutschen Bildungsbehörden immer wieder neu verhandelt.

In seinem Beitrag zu multimodalen Positionierungspraktiken in akademischen Diskursen erläuterte **Johannes Angermüller** (Warwick/UK), wie in Diskursen soziale Ordnungen konstruiert werden. Zugleich wies er auf die Grenzen schriftbasierter Diskursmodelle hin. So verwiesen nicht nur sprachliche Aussagen auf Ort und Zeit sowie aktuelle und vorangegangene SprecherInnen. Daneben gebe es eine Reihe anderer, außersprachlicher Kontextualisierungsstrategien. Im Zuge der Kanonisierung als akademischer Praxis werde Texten ein bestimmter Wert zugeschrieben, der diskursiv von denjenigen verfestigt werde, die selbst im Positionierungsraum agieren wollen. Wobei Texte hier wissenschaftlicher Output in Form von Artikeln, aber auch ein Gemälde o.ä. sein könnten. Zentral für diese Positionierungsprozesse seien im Besonderen ExpertInnen, die als »PositionierungsagentInnen« auf verschiedenen Kanälen und über den Einzeltext hinaus agierten. Solche Positionierungen ließen sich mit Aussageanalysen im Sinne einer pragmatisch orientierten Diskursforschung untersuchen.

Mit einer zunehmenden Mediatisierung des Sozialen verlagere sich nicht selten auch die Partnersuche in die Virtualität. Entsprechende Dienstleister inszenierten Liebe und Partnerschaft daher als marktgerechte Produkte im Wettbewerb um KundInnen. Diese griffen gesamtgesellschaftlicher Diskurse über die zugrundeliegenden konzeptionellen Metaphern zu Liebe und Partnerschaft auf und reproduzierten diese, so **Florian Busch** (Hamburg) und **Jessica Weidenhöffer** (Vechta). Sie untersuchten die Werbespots dreier Online-Dating-Portale und analysierten die multimodale Realisierung der spezifischen Konzepte von Liebe und Partnerschaft mit Hilfe unterschiedlicher semiotischer Ressourcen – auf verbaler, visueller und akustischer Ebene – sowie deren Beitrag zum Benchmarking der jeweiligen Plattform. In Anlehnung an die Diskurslinguistik nach Foucault und die kognitive Semantik nach Lakoff kamen Busch und Weidenhöffer zu dem Ergebnis, dass mystische und romantische Liebeskonzepte zwar angesprochen, aber stark von der eigentlich vermittelten Botschaft überlagert würden: Liebe sei als rationales Gut planbar und dauerhaft, was nicht zuletzt durch die am Ende der Spots eingeblendeten TÜV Siegel suggeriert werde.

Emotionen seien an jeder Form der Kommunikation, Bewertung und Meinungsbildung beteiligt. Neben der verbalen, non-verbalen und paraverbalen Kommunikation spielten in der face-to-face-Situation auch Mimik, Gestik und bspw. Gesichtsfarbe eine wesentliche Rolle, um die Empfindungen einer Person zu deuten und einen Kommunikationsbeitrag zu verstehen. **Andreas Rothenhöfer** (Bremen) verdeutlichte dies anhand der Analyse der Talkshow »Hart aber fair« (24.11.2014) zur Rolle des Islam in Deutschland, in der kontrovers diskutiert wurde. Das Gesagte und der Gesichtsausdruck der Gäste habe teilweise deutliche Dissonanzen aufgewiesen. Im Sinne der Embodiment-Hypothese deutet Rothenhöfer Emotionen als ein komplexes Wechselspiel von Zeichen und nicht immer seien die Manifestationen der Zeichenressourcen an den tatsächlichen Gefühlszustand gekoppelt. Dies führe zu einer kontradiktorischen Semiotik von verbalen und non-verbalen bzw. mimischen Emotionsindikatoren. Gesprächsanalysen dieser Art bedürften daher eines diskursanalytischen Ansatzes.

Mit einem diskurssemiotischen Ansatz versuchte **Simon Meier** (Berlin) die »Wutrede« als Gattung zu etablieren. Der Begriff gehe, so Meier, auf die berühmte Pressekonferenz Giovanni Trapattonis 1998 zurück und werde seit 2008 zunehmend in Presse und Social Media genutzt. Vor allem im Sport – speziell im Fußball – vorkommend, weise sie gemeinsame verbale und nonverbale Merkmale auf, wobei die linguistische Gattungstypologie mit ihren Kategorien der Situation und des Zwecks zu kurz greife. Meier schlägt daher einen rezipienten- und diskursorientierten Gattungsbegriff vor, der in erster Linie Rekontextualisierungsprozesse und nicht die ursprüngliche Redesituation fokussiere, da die Rezeptionsmöglichkeiten und die darauffolgende Debatte durch elektronische Medien zeitlich und örtlich entgrenzt werde. So fasst er den Gattungsbegriff als vorkonstituierten und zugleich dynamischen Erwartungshorizont, der als Framework Neues einzubinden vermag und durch elektronische und soziale Medien mit ihren Kommunikationsmitteln – Hypertextualität, Interaktivität und Multirealität – konstituiert werde.

Bettina Bock (Leipzig) und **Steffen Pappert** (Duisburg-Essen) untersuchten, welche semiotischen Ressourcen die deutschen Parteien in ihren Werbespots im Rahmen der Europawahl 2014 zur wirksamen Übermittlung ihrer jeweiligen Konzepte von »Europa« nutzten. Den diskursiven Hintergrund der Analyse bilden die geringe Informiertheit der BürgerInnen über die europäischen Institutionen einerseits und die Wirtschaftskrise und die Präsenz von europakritischen Parteien andererseits. Mit dem Ziel der Parteien an den öffentlich-medialen Europa-Diskurs anzuknüpfen, werde »Europa« in den verschiedenen Werbespots zum sowohl positiv (Meinungsfreiheit, Menschenrechte, Sicherheit) als auch negativ (Demokratiedefizit, Armutsmigration, Gen-Tomaten) besetzten prototypischen Schlagwort mit starker deontischer Komponente. Trotz verschiedener multimodaler Konkretisierungsstrategien lasse die Vagheit der meisten Werbespots die BetrachterInnen im Unklaren über die Botschaft; in einigen Spots fehle der Europabezug sogar ganz. Insgesamt diene »Europa« zwar als Bezugspunkt, für die Parteien scheinere die Europawahl jedoch »nationalen Zusatzwahl« zu gewinnen.

Der Beitrag von **Alexander Ziem** (Düsseldorf) konzentrierte sich auf die Konstituierung und Funktionsweise multimodaler Metaphern, in denen Sprach- und Bildzeichen aufs Engste miteinander verknüpft seien. Zum Verständnis multimodaler Einheiten sei der im- oder explizite Rückgriff auf (nicht-)sprachliche Wissensbestände der BetrachterInnen (frames) essentiell. Aufgrund von De- und Rekontextualisierung impliziter Text-Bildbeziehungen könne es zudem zu metaphorischen Verschiebungen kommen, die oftmals von außersprachlichen Zeichen motiviert seien. In seinem Vortrag explizierte Ziem seine Ausführungen am Beispiel der Metapher der »Finanzinvestoren als Heuschrecken«, das auf ein Zitat von Franz Müntefering zurückgehe. Diese Symbolik könne nur dann verstanden werden, wenn der entsprechende *frame* präsent sei, d.h. man mit der spezifischen Kapitalismusdebatte vertraut sei. Mit Hilfe dieser semiotischen Ressourcen könnten dann auch komplexe nicht-sprachliche Zeichen verstanden werden, wie beispielsweise eine durchgestrichene Heuschrecke. Den Prozess der metaphorischen Bedeutungsverschiebung, also das diskursive Entstehen neuer Bedeutungsaspekte, bezeichnet Ziem in Anlehnung an Fauconnier/Turner als »konzeptuelles Blending«.

Die Präsentation von **Jan Krasni** (Belgrad) nahm anhand des Nachrichtenaggregators Google News polyphone Positionierungspraktiken in multimodalen online-Textformaten in den Blick. Dabei ging es ihm darum, die Sozialsemiotik bzw. die multimodale Diskursanalyse mit Ansätzen aus der Diskurspolyphonie zu verbinden und somit die Analyse der verschiedenen Repräsentationssysteme der formulierten Bestandteile eines Textes und deren semiotischer Vielschichtigkeit um eine Aussageanalyse synchron auftretender Diskurspositionen zu erweitern. Mithilfe eines komplexen Algorithmus stelle Google Informationen bereit, die aus heterogenen Quellen zusammengeführt würden. Auch Text-Bildbeziehungen würden erst durch das Portal hergestellt. Ähnliche Themen würden gesammelt und zu einer »Aggregated Story Unit«, deren vertretene Position durch scheinbar klare und transparente Kriterien zustande komme. Diese semiautomatisch generierten multimodalen Texteinheiten bildeten eine Art

des Mainstreams, die den LeserInnen ein ungefähres Wissen über die aktuellen Ereignisse sowie vom Rechten und Falschen vermittelt.

Der Computerlinguist **Florian Kuhn** (Mannheim) stellte in seinem Beitrag die Analyse diskursiv konstituierter Argumentationen und deren Darstellung in computergenerierten Graphen vor. Das theoretische Fundament bildete die Verbindung von Konzepten aus der Automaten-, Graphentheorie und probabilistischen Logik, mit solchen aus der Text- und Diskurslinguistik. In Anlehnung an die Definition von Argumentationsstrukturen nach Stephen Toulmin könne durch die graphische Darstellung gezeigt werden, wo ein Argument anfangen und aufhören bzw. ob es schlüssig sei. Verwendet werde dieses »Argument Mapping« u.a. im juristischen Bereich und in der Argumentations-Didaktik, um SchülerInnen und Studierenden das Erörtern anhand von Diagrammen zu vermitteln. Eine Schwierigkeit für die Analyse sei jedoch, dass viele Argumente implizit funktionieren und somit nicht ohne weiteres darstellbar seien. Auch seien Scheinargumente weit verbreitet und die Gültigkeit sowie sprachlicher Skopus eines Arguments nur schwer zu formalisieren.

In seinem zweiten Beitrag beschäftigte sich **Florian Busch** (Hamburg) mit der sozialen Indexikalität von Runenschrift in der Black Metal-Szene. Diese Subkultur nutze spezifische typographische Ressourcen, um eine über die Einzelperson und Musik hinausgehende und durch bestimmte philosophisch-ästhetische Merkmale geprägte Identität zu konstruieren. Die Szene stelle sich dabei über Rekontextualisierung von Runen auf CD-Covern, Bandpullovern, Plakaten in eine archaisch-germanische und dezidiert anti-moderne Tradition. Zentral sei dabei das graphische Wissen um die Runenschrift, wobei dieses nicht nur Sprache abbilde, sondern zum primären Zeichen werde. Im »spirituell-magischen« Teildiskurs werde die Rune als isoliertes sprachliches Zeichen thematisiert, die magische Kräfte symbolisiere. Man identifiziere sich mit einer vergangenen und als besser empfundenen Zeit, um sich von der christianisierten Moderne abzugrenzen.

Philipp Dreesen (Greifswald) untersuchte die diskursive Wirkung eines Einzelwerks im Feld

der Architektur: das Lehrbuch »Bauteurwufslehre«, welches von Ernst Neufert erstmals 1936 publiziert wurde. Seither habe es einen kaum zu überschätzenden Einfluss auf unsere Lebenswelt, da es beim Entwerfen verschiedenster Gebäudetypen, aber auch hinsichtlich konkreter Maße (z.B. für Einbauküchen) konsultiert würde. »Der Neufert« enthalte Texte, schematische Darstellungen und Bilder sowie einerseits Vorschläge und Hinweise, andererseits Sollens-Aussagen und Industrienormen. Die Diskursivität liege dabei in ebenjener Wirkungsgeschichte. Gezeigt werden könne dies durch die Analyse der Verbindungen ikonischer und symbolischer Zeichen zu den abgebildeten architektonischen Beispiellösungen, die als Referenz zu außersprachlichen Objekten dienten. Die daraus entstehenden konkreten Entwürfe von ArchitektInnen befänden sich im Spannungsfeld zwischen Innovationen, Visionen und Ideen einerseits und Normbindung sowie Gesetzen andererseits. Durch diesen Prozess werde bestehendes Wissen erweitert und überwunden.

Die Schwedin **Charlotta Seiler Brylla** (Stockholm) sprach zur Darstellung des geteilten Deutschlands in schwedischen Lehrbüchern zwischen 1972 und 1989. Obwohl sich die Schulbuchlinguistik in den vergangenen Jahren etabliert habe, müssten Schulbücher als multimodale Produkte betrachtet werden. Unter Zuhilfenahme diskurslinguistischer und sozialsemiotischer Ansätze könnten die genutzten semiotischen Ressourcen identifiziert und analysiert werden, die in ihrer Kombination einen spezifischen Sinn konstruieren und für die LeserInnen zugänglich machten. In den begleitenden Textpassagen habe man bspw. nur die inoffiziellen Bezeichnungen der Staaten (West- und Ostdeutschland) verwendet, um diese als Teil der Hierarchie des Kalten Krieges darzustellen. Zudem sei die Teilung Europas insbesondere mit Darstellungen der Berliner Mauer veranschaulicht worden. Die Abwesenheit von Menschen in den Bildern verweise zudem auf die Beschreibungen der Deutschen als passive, unselbstständige Akteure.

Den Abschluss der Tagung bildete der Vortrag des Theologen **Raik Heckl** (Leipzig). Hierin betrachtete er alttestamentarische Texte als Diskursbei-

träge, die sich abhängig von zeitlichem und örtlichem Kontext stark gewandelt hätten. Damit grenzte er sich von der exegetischen Methodik auf Grundlage der modernen Philologie ab, die den biblischen Texten aufgrund ihres – von den Gläubigen zugeschriebenen – göttlichen Ursprungs einen Sondercharakter zuschreibe. Hinsichtlich des Umgangs mit biblischen Texten in der Gegenwart sprach sich Heckl für ein Konzept aus, dass die literarische Bearbeitung und Entwicklung der Texte in deren unterschiedlichen historischen Funktionen beachte. Kreative Veränderungen an den Texten als Kommunikationsmittel sollten so z.B. Standpunkte untermauern und Positionen plausibel machen. Eine Kanonisierung sei erst durch diejenigen erfolgt, die die Inhalte akzeptierten und sie zur Grundlage ihrer Religionsausübung machten. Um diese persuasiven Prozesse durch Hinzufügungen, wörtliche Übernahmen und Auslassungen zugänglich zu machen, sei eine Rekonstruierung der historischen Diskurse notwendig, so Heckl.

Die beeindruckende disziplinäre und methodische Vielfalt führte zu intensiven Gesprächen im Anschluss an die Vorträge und im Rahmen der »Runden Tisch-Gespräche« am zweiten und dritten Tag. Hier tauschte man sich über die jeweiligen Erkenntnisinteressen, Kategorien und vorgenommenen Operationalisierungen aus. So nahm die Materialität des Diskurses – die konzeptionell auf dem Peirceschen triadischen Zeichenmodell basiert – und deren Bezug zu semiotischen Ressourcen einen prominenten Platz in den Diskussionen ein. Die bereits oben erwähnte Kategorie des »Ikon« verweise auf die Beziehung zwischen Objekt und Zeichenkörper/ Repräsentamen, da es eine Ähnlichkeit mit dem Objekt habe. Dies sei insbesondere für die Untersuchung von Bildern, Logos etc. und die diskursive Bedeutungszuschreibung in der Kommunikation darüber interessant. Verstanden als die Versprachlichung unmittelbarer Wahrnehmungen entstehe auch in wirklichkeitsabbildenden, ideellen Bildern durch semiotisches Wissen Materialität. Die Tagung verstand sich somit weniger als Forum für die Formulierung abschließender Befunde, sondern für die Verständigung über gemeinsame methodische Grundlagen, um Impulse für weitere transdisziplinäre Forschung zu geben.

Die fünfte Jahrestagung des Netzwerks wird vom 12.–13. November 2015 unter dem Titel »Diskurs – holistisch. Perspektiven integrierender Diskursforschung« an der Universität Bern stattfinden.

Anschrift:

Pia Deutsch
School of Modern Languages and Cultures
Humanities Building
University Road
University of Warwick
Coventry CV4 7AL
P.Deutsch@warwick.ac.uk

Leser werben Abonnenten

Zeitschrift für Diskursforschung

☛ **Empfehlen Sie Ihre Zeitschrift!**

Als Dankeschön erhalten Sie für jeden Abonnenten ein Buch aus dem aktuellen Juventa-Programm im Wert von € 22,-.

Ich bestelle **Zeitschrift für Diskursforschung** zum Jahresbezugspreis von € 49,- zzgl. Versandkosten ab _____ für mindestens ein Jahr

Ich bestelle **Zeitschrift für Diskursforschung** als Studentenabo zum Jahresbezugspreis von € 35,- zzgl. Versandkosten ab _____ für mindestens ein Jahr

Meine Anschrift:

X

Datum/Unterschrift

Ich bin AbonnentIn von **Zeitschrift für Diskursforschung** und habe den neuen Abonnenten geworben. Bitte senden Sie mir als Dankeschön folgendes Buch (bis € 22,-):

Meine Anschrift/Kunden-Nr.:

X

Datum/Unterschrift

Vertrauensgarantie: Ich kann diese Bestellung innerhalb von 14 Tagen bei Beltz Medien-Service, Postfach 10 05 65, D-69445 Weinheim widerrufen. Rechtzeitige Absendung genügt zur Fristwahrung.

www.juventa.de

BELTZ JUVENTA



Die Zeitschrift für Diskursforschung ist die erste Fachzeitschrift, die der anhaltenden Konjunktur von sozialwissenschaftlicher Diskursforschung im deutschsprachigen Raum Rechnung trägt. Als interdisziplinäres Forum für discourse studies wird sie theoretische, methodologisch-methodische und empirische Beiträge aus den Sozialwissenschaften und angrenzenden Disziplinen veröffentlichen.

Herausgeber: Reiner Keller, Werner Schneider, Willy Viehöver

Beirat: Johannes Angermüller, Andrea D. Bührmann, Rainer Diaz-Bone, Adele Clarke, Franz X. Eder, Ekkehard Felder, Herbert Gottweis (†), Fabian Kessler, Peter A. Kraus, Achim Landwehr, Thomas Lemke, Frank Nullmeier, Rolf Parr, Inga Truschkat, Ingo H. Warnke, Martin Wengeler, Ruth Wodak

Redaktion: Dr. Saša Bosančić, Matthias Sebastian Klaes, M.A., Universität Augsburg, Lehrstuhl für Soziologie (Prof. Keller), Universitätsstraße 10, 86159 Augsburg, E-Mail: zfd@phil.uni-augsburg.de, Tel. 0821/598-4071, www.uni-augsburg.de/zfd

ZfD – Regeln für die Einreichung der Manuskripte: Die ZfD unterliegt einem doppelten anonymen peer-review-Verfahren. Manuskripte können in deutscher oder englischer Sprache eingereicht werden und sollten einen Gesamtumfang von 60000 Zeichen inklusive Leerzeichen nicht überschreiten. Jedem Artikel ist ein Abstract sowohl in deutscher und englischer Sprache (inklusive der Übersetzung des Titels) im Umfang von 600-800 Zeichen beizufügen sowie 6-8 Keywords in beiden Sprachen. Das Manuskript ist anonymisiert und entsprechend der formal-stilistischen Hinweise der ZfD einzureichen. Alle Regeln zur Einreichung der Manuskripte finden Sie auf der Homepage www.uni-augsburg.de/zfd

Verlag: Julius Beltz GmbH & Co. KG, Beltz Juventa, Werderstr. 10, 69469 Weinheim

Anzeigen: Claudia Klinger, Julius Beltz GmbH & Co. KG, Postfach 100154, 69441 Weinheim, Tel.: 0 62 01/60 07-386, Fax: 0 62 01/60 07-93 31, E-Mail: anzeigen@beltz.de

Fragen zum Abonnement: Beltz Medien-Service, Postfach 100565, D-69445 Weinheim, Tel.: 0 62 01/60 07-330, Fax: 0 62 01/60 07-93 31, E-Mail: medienservice@beltz.de

Einzelheftbestellungen: Beltz Medien-Service bei Rhenus, D-86895 Landsberg, Tel.: 0 81 91/9 70 00-622, Fax: 0 81 91/9 70 00-405, E-Mail: bestellung@beltz.de

Bezugsbedingungen: Jahresabonnement Euro 49,00, Studierende mit Studiennachweis Euro 35,00 Einzelheft Euro 29,95, jeweils zzgl. Versand. Der Gesamtbezugspreis (Abonnement zzgl. Versandkosten) ist preisgebunden. Jahresabonnement (3 Hefte). Das Kennenlernabo umfasst 2 Hefte zum Preis von Euro 29,95 inkl. Versand. Abbestellungen spätestens 6 Wochen vor Jahresabgabensende.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Jahresregister 2014 der Zeitschrift für Diskursforschung finden Sie als kostenlosen Download unter <http://www.beltz.de/de/beltz-juventa/zeitschriften.html>

Soziale Kälte in einem reichen Land



Christoph Butterwegge
Hartz IV und die Folgen
Auf dem Weg in eine andere Republik?
2015, 290 Seiten
broschiert
€ 16,95
ISBN 978-3-7799-3234-5
Auch als **E-Book** erhältlich

Durch die Hartz-Reformen ist Deutschland zu einer anderen Republik geworden. Der Politikwissenschaftler **Prof. Dr. Christoph Butterwegge** zeigt auf, wie dieses Gesetzespaket nicht bloß das Armutsrisiko von (Langzeit-) Arbeitslosen und ihren Familien erhöht, sondern auch einschüchternd und disziplinierend gewirkt hat. Belegschaften, Betriebsräte und Gewerkschaften wurden unter Druck gesetzt, Lohn- und Gehaltseinbußen sowie schlechtere Arbeitsbedingungen zu akzeptieren. Ein ausufernder Niedriglohnsektor gehörte ebenso zu den Folgen wie gesellschaftliche Entsolidarisierungstendenzen und größere soziale Kälte.

Aus dem Inhalt:

- Wohlfahrtsstaatsentwicklung, Arbeitsmarktpolitik und Sozialreformen in der Weimarer Republik
- Entstehungsgeschichte, theoretische Grundlagen und Rahmenbedingungen der rot-grünen Reformen
- Die sog. Hartz-Kommission, ihre Reformmatrix und deren Umsetzung
- Das rot-grüne Reformprogramm der Agenda 2010
- Hartz IV – das Herzstück der Reformagenda
- Auf dem Weg zu „Hartz V“ bzw. zu einem noch rigideren Armutsregime?
- Individuelle und gesellschaftliche Auswirkungen der Hartz-Gesetze
- Hartz IV und seine „Nutznießer“ im Zerrspiegel der Massenmedien

www.juventa.de

BELTZ JUVENTA

BELTZ JUVENTA

Zeitschrift für Diskursforschung 1|15

3. Jg. | H. 1

1
2015

Zeitschrift für Diskursforschung Journal for Discourse Studies

Herausgegeben von Reiner Keller | Werner Schneider | Willy Viehöver

- **Martin Nonhoff / Frieder Vogelmann**
Die Normalisierungsmacht von Einkommensteuern.
Eine Analyse der Einführung der Reichseinkommensteuer 1919/1920
- **Oliver Kühschelm**
Leider (k)ein Traumpaar. Kritische Linguistik und historische Diskursanalyse
- **Tomas Marttila / Vincent Gengnagel**
Post-Foundational Discourse Analysis and the Impasses of Critical Inquiry
- **Reiner Keller / Achim Landwehr / Wolf-Andreas Liebert / Werner Schneider / Jürgen Spitzmüller / Willy Viehöver**
Diskurse untersuchen – ein Gespräch zwischen den Disziplinen

BELTZ JUVENTA



Ronald Hitzler (Hrsg.)

Hermeneutik als Lebenspraxis

2015, 580 Seiten, broschiert, € 49,95 (44-2963)

Hans-Georg Soeffner verkörpert, repräsentiert und lehrt zugleich anhaltend das Verstehen des Verstehens als menschenmögliche und mithin kulturwirkliche Lebenspraxis. Sein Vorschlag, die eigene Lebenspraxis stets mit zu bedenken, ist der »Baldachin«, der die Beiträge dieses anlässlich seines 75. Geburtstags erscheinenden Bandes überwölbt.



Jürgen Ritsert

Themen und Thesen kritischer Gesellschaftstheorie

Ein Kompendium

Gesellschaftsforschung und Kritik

2014, 132 Seiten, broschiert, € 12,95 (44-2945)

Das Buch informiert über Themen und Thesen der älteren kritischen Theorie. Davon ausgehend lassen sich die zahlreichen Veränderungen und Zurückweisungen dieses Projekts einschätzen. Die Theorie Adornos steht im Vordergrund.



Fritz Sack

Kriminologie als Gesellschaftswissenschaft

Ausgewählte Texte

Verbrechen & Gesellschaft

2014, 468 Seiten, broschiert, € 39,95 (44-2946)

Dieses Buch enthält eine Auswahl an vielzitierten und gleichwohl überwiegend vergriffenen Texten von Fritz Sack, die zu Recht als Klassiker der soziologischen Kriminalitätsforschung gelten.

Soziale Kälte in einem reichen Land



Christoph Butterwegge
Hartz IV und die Folgen
Auf dem Weg in eine andere Republik?

2015, 290 Seiten
broschiert
€ 16,95

ISBN 978-3-7799-3234-5

Auch als **E-Book** erhältlich

Durch die Hartz-Reformen ist Deutschland zu einer anderen Republik geworden. Der Politikwissenschaftler **Prof. Dr. Christoph Butterwegge** zeigt auf, wie dieses Gesetzespaket nicht bloß das Armutsrisiko von (Langzeit-) Arbeitslosen und ihren Familien erhöht, sondern auch einschüchternd und disziplinierend gewirkt hat. Belegschaften, Betriebsräte und Gewerkschaften wurden unter Druck gesetzt, Lohn- und Gehaltseinbußen sowie schlechtere Arbeitsbedingungen zu akzeptieren. Ein ausufernder Niedriglohnssektor gehörte ebenso zu den Folgen wie gesellschaftliche Entsolidarisierungstendenzen und größere soziale Kälte.

Aus dem Inhalt:

- Wohlfahrtsstaatsentwicklung, Arbeitsmarktpolitik und Sozialreformen in der Weimarer Republik
- Entstehungsgeschichte, theoretische Grundlagen und Rahmenbedingungen der rot-grünen Reformen
- Die sog. Hartz-Kommission, ihre Reformmatrix und deren Umsetzung
- Das rot-grüne Reformprogramm der Agenda 2010
- Hartz IV – das Herzstück der Reformagenda
- Auf dem Weg zu „Hartz V“ bzw. zu einem noch rigideren Armutsregime?
- Individuelle und gesellschaftliche Auswirkungen der Hartz-Gesetze
- Hartz IV und seine „Nutznießer“ im Zerrspiegel der Massenmedien